Versuch
über den
Geschmack
und
die Ursachen
seiner
Verschiedenheit.

von Marcus Herz.

Leipzig und Mietau,
bey Jacob Friedrich Hinz, 1776.

Versuch
über den
Geschmack
und
die Ursachen
seiner
Verschiedenheit.

von Marcus Herz.

Leipzig und Mietau,
bey Jacob Friedrich Hinz, 1776.

Sr. Excellenz

dem

Hochgebohrnen Herrn

Karl Joseph Maximilian

Freyherrrn

von Fürst und Kupferberg

Sr. Königl. Maj. in Preußen

hochbetrauten Großkanzler des Königreichs Preussen und aller Königl. Provinzen, Chef de Justice und wirklichen Geheimen Etats- und Justizminister

meinem

gnädigen und hochgebietenden Herrn.

Hochgebohrner Freyherr

Gnädiger, Hochgebietender Herr

Ich erdreiste mich, einigen geringen Bogen, durch die Zueignung derselben an Ew. Excellenz,

 Werth

Werth und Glanz zu geben. Und bloß die Verehrung, Bewunderung und Liebe, die Ew. Excellenz unter den großen Männern Deutschlands sich allgemein erworben, und die Gewogenheit, mit welcher Sie bereits einen kleinen philosophischen Versuch von mir aufgenommen, können diese Dreistheit einigermaßen entschuldigen. Wenn der Wachsthum der

Kün-

Künste und Wissenschaften in einem Staate von dessen wohlthätigen Gesetzen und ihrer weisen Handhabung unzertrennlich ist, so muß jeder Mensch, der Beruf zur Thätigkeit in sich verspührt, sich glücklich preisen, wenn die Vorsehung ihn unter einem Volke werden ließ, wo Regent und Minister selbst Genies, selbst Weltweise sind. — Und darum

preise auch ich mich glücklich. Ich bin stolz darauf, Kind eines Vaterlands zu seyn, in welchem keine der edeln Seelenfähigkeiten ungepflegt bleibet, in welchem das Schätzbarste einer vollkommenen Republik, die freye Entwickelung menschlicher Kräfte, mit den Vorzügen einer vollkommenen Monarchie, der allgemeinen Ruhe, Sicherheit und

Dul-

Duldung so meisterhaft vereinigt ist. —

Aber dieser Stolz würde sich verdoppeln, wenn ich so glücklich wäre, weder mit dieser Zuschrift Ew. Excellenz dem Minister, noch mit meinen angestellten Untersuchungen über den Geschmack Ew. Excellenz dem Philosophen, gänzlich zu mißfallen.

Ich ersterbe in tiefster Ehrfurcht

Hochgebohrner Freyherr
Gnädiger Herr

Ew. Excellenz

Berlin,
den 2. März 1776.

unterthäniger Diener,
der Verfasser.

Vorbericht.

Gegenwärtige Schrift ist keine von den verachteten Schönen die vergebens ihre Reize um die Gunst des Fürsten verwendet, und nun unentschmückt sich darstellt, um den übeln Geschmack des Wählenden anzuklagen und ihren beleidigten Stolz zu rächen. — Sie hat nie um diese Gunst mitgeworben; das Schnupftuch war bereits einer Würdigern zugeworfen, als ihr es erst einfiel, ihren Putz anzulegen und sich sehen zu lassen. Sie glaubt

neben der schönern gekrönten noch einen Platz zu finden, sie will keine Erobrung machen, sie will nur gefallen.

Herr Herders vortreffliche Preisschrift ist bereits im vorigen Jahre erschienen, *) als der Verfasser der gegenwärtigen erst darauf gebracht ward, in den Erholungsstunden seiner Berufsgeschäfte über den nemlichen Gegenstand nachzudenken, das Gedachte nieder zu schreiben, und das Niedergeschriebene mitzutheilen. Der Leser beyder Schriften wird von selbst ihre geringe Abweichung von einander, in Ansehung des Resultats, bemerken; ihre Verschiedenheit betrifft nur die Bahn, nicht das Ziel. Herr Her-

*) Ursachen des gesunknen Geschmacks bey den verschiedenen Völkern da er geblühet.

Herders allgemeines Genie und ausgebreitete Bekanntschaft mit der Litteratur aller Jahrhunderte haben ihn von der Erfahrung zur Untersuchung geführt; der Mangel an diese, und die besondere Liebe zur synthetischen Spekulation haben unsern Verfasser zum entgegengesetzten Pfad verleitet, von der Untersuchung zur Erfahrung. Es giebt der Wege zu jeder Wahrheit mancherley, einer ist der kürzeste, ein anderer der bequemste, ein dritter der anmuthigste. Laune, Temperament und Geschäfte bestimmen des Wanderers Wahl, diesen oder jenen einzuschlagen.

Der Verfasser erbittet sich übrigens die Aufmerksamkeit der Weltweisen auf seine Theorie von der Haltung und dem In-

tresse. Er hält diese Gegenstände für ungemein wichtig in der ganzen Geschmackslehre, und für allzuwichtig, als daß nicht jede unparteiische Prüfung ihm willkommen seyn sollte; besonders da er sich noch in den Jahren befindet, da der Geist am gelehrigsten, und seine Kräfte am gelenkigsten sind.

Um die wahre Quelle vom Steigen und Fallen des Geschmacks bey verschiedenen Nationen zu entdecken, glaube ich, thun wir am besten, wenn wir vorher dem Grunde seiner Verschiedenheit unter einzelnen Menschen, ohne Rücksicht auf ihre Nationalabweichung, nachspühren. Der Einfluß, den Erziehung und Bildung bey besondern Personen auf diejenigen Seelenfähigkeiten hat, welche zum guten Geschmack erfodert werden, ist eben derjenige, welchen Klima, Regierungsart und Religion auf ganze Völkerschaften hat. Beyde geben dem Menschen eine eigenthümliche Form, modeln seine Seele so, daß sie nur eine gewisse Richtung anzunehmen fähig wird, und indem sie entweder die ganze Summe seiner Kräfte und Neigungen ausdehnen und einschränken, oder auch

nur einige unter diesen mehr Licht oder Schatten anzunehmen gewöhnen, so entspringt allmählich ein Resultat, daß bey einzelnen Menschen persönlicher und bey Völker Nationalkarakter wird. Die Frage ist also: welches sind die Fähigkeiten der Seele, die vorzüglich zum guten Geschmack erfodert werden, und welches die Umstände, die diese befördern oder einschränken? Aus der Beantwortung dieser Frage muß es sich ergeben, daß diejenige Nationalverfassung, so wie diejenige Privaterziehung, welche zur Pflege dieser Fähigkeiten das meiste beyträgt, diejenige ist, welche der Bildung des guten Geschmacks am vortheilhaftesten ist, und nachdem diese Verfassung besser oder schlimmer wird, muß bald Ebbe bald Fluth des guten Geschmacks erfolgen.

Die Erklärung des Begriffes Geschmack mag den Weltweisen noch so viel Schwierigkeit machen, im gemeinen Leben scheint der Gebrauch dieses Worts dennoch eine ziemlich

be-

bestimmte Bedeutung zu haben. Denjenigen, der die Fähigkeit, das Schöne und Häßliche in den Gegenständen zu entdecken, in einem vorzüglichen Grade besitzt, nennt man einen Mann von Geschmack. Und nachdem diese Fähigkeit bis auf die feinsten Schönheiten und Häßlichkeiten sich erstreckt, die nur von wenigen bemerkt, ob gleich allgemein dafür gehalten werden, so bald man sie erkannt; nachdem sie auf Gegenstände verschiedener Art sich verbreitet; nachdem sie den Regeln der Vernunft und dem allgemeinen Gefühl an angemäßensten ist, darnach wird der Geschmack ein feiner, richtiger, guter, gesunder u. s. w. genennt. Der Geschmack ist, so wie jedes andere Vermögen der Seele, von höherem Werthe, wenn er nicht nur bey Erkenntnißfähigkeit stehn bleibt, sondern bis zur Thätigkeit sich erhebt. Der Baumeister und der Tonkünstler, die in ihren Werken einen reichhaltigen Stof für den Mann von Geschmack legen, haben allerdings ein weit

größeres Verdienst als der bloße Kenner und Beurtheiler. Jeder Werkmeister ist immer in demselben Verhältnisse zugleich Kritiker, aber von diesem zu jenem ist noch ein weiter Schritt.

Es ist offenbar, diese Fähigkeit erstreckt sich überall wo Schönheit und Häßlichkeit, das ist, wo Vollkommenheit und Unvollkommenheit statt finden, und diese letzten, wo finden sie nicht statt? Es müßte ein Gegenstand seyn, bey dem weder Uebereinstimmung noch Mißhelligkeit sich denken läßt, also, der gar nichts Mannigfaltiges enthielte, ein einfaches Wesen, das weder der Ausdehnung nach viele Theile hat, noch verschiedene Kräfte und Grade besitzt, ein Unding. Es giebt daher Schönheit und Häßlichkeit in jedem sinnlichen und vernünftigen Gegenstand, in jeder Kunst, in jeder Wissenschaft, in jeder Seelenfähigkeit, in jedem Begriffe, in jeder Bewegung. So weit ist das Gebieth des Geschmacks. —

Schönheit ist nichts anders, als die klare Vorstellung der Vollkommenheit, und diese besteht in der Mannigfaltigkeit, welche zur Einheit übereinstimmt. Ist diese Einheit ein sinnlicher Gegenstand, so wird sie sinnliche, ist sie ein Gegenstand der Vernunft, vernünftige Schönheit. Die Erkenntniß der Schönheit setzt also, eine doppelte Thätigkeit der Seele voraus, Vorstellung von Mannigfaltigkeit und Vorstellung von ihrer Uebereinstimmung zur Einheit, eben so wie die Erkenntniß der Vollkommenheit, nur daß sie bey dieser deutlich seyn, und bey jener innerhalb der Klarheitsgränzen bleiben muß. Die Erkenntniß der Uebereinstimmung ist Erkenntniß der Form. Dieser muß die Vorstellung der Materie vorausgehn, welcher sie angehaftet ist. Da aber jede Form blos in Beziehungen und Verhältnissen zwischen Gegenständen bestehet, so muß deren Erkenntniß nothwendig ein solches Vermögen der Seele erfodern, vermittelst welchem sie nicht nur die Eindrücke empfindet, oder so

wie

wie sie sie empfunden anschauet, sondern sie ordnet, als Subjekte und Prädikate sie betrachtet, und Sätze unter ihnen bildet. Dieses Vermögen ist in uns die Vernunft. Hingegen sind zur bloßen Materieerkenntniß, zur Erkenntniß der Mannigfaltigkeit, wenn sie aus sinnlichen Gegenständen besteht, die untern Seelenkräfte hinreichend; sinnliche Empfindsamkeit, um die gegenwärtigen Eindrücke zu empfangen, und Einbildungskraft, um die gehabten Eindrücke wiederum zu erneuern und als gegenwärtig zu betrachten. Diese ist immer unentbehrlich, so oft wir bey der Vorstellung der Mannigfaltigkeit nicht blos leidend bleiben, sondern unsere Vernunft dabey thätig seyn lassen wollen. Denn bey jedem empfangenen Eindruck, wenn wir ihn mit den übrigen vergleichen, und sein Verhältniß gegen sie festsetzen wollen, müssen diese von neuem hervorgebracht und der Seele als gegenwärtig vorgezeigt werden, indem die Seele bey dieser Operation von einem Vorwurfe

wurfe zum andern übergehn muß, und immer ist, während ihrer Beschäftigung mit dem folgenden, die Gegenwart des unmittelbar vorhergegangenen Eindrucks bereits verschwunden, die also bloß durch Hülfe der Einbildungskraft wiederum herbey gerufen werden muß. Dieses gilt schon von der blossen Anschauung einer gegenwärtigen Mannigfaltigkeit und der Vorstellung der Beziehungen, die in ihr bereits vorhanden sind; um so viel mehr muß dieses gelten, wenn gar Mannigfaltigkeit erdichtet und Beziehungen gestiftet werden sollen; Hier zeigen beyde, Vernunft und Einbildungskraft sich in ihrem größten Vermögen, als Schöpferinnen. Der Erfinder muß sie daher in einem stärkern Grade besitzen, als der Nachahmer, und dieser wiederum in einem stärkern als der bloße Kenner.

Der Werth der Einbildungskraft wird gewöhnlich nach einem zusammengesetzten Verhältnisse bestimmt, nach der Menge von Gegen-

genständen, die sie auf einmal umfassen kann, und nach dem Grade der Lebhaftigkeit, mit welcher sie sie umfaßt; es versteht sich also, daß eben diese Verhältnisse bey der Fähigkeit über Schönheit zu urtheilen, gleichfalls berechnet werden müssen: nur kömmt hier, in Ansehung der Lebhaftigkeit, noch folgender Umstand hinzu, daß sie sich nicht auf die ganze Mannigfaltigkeit gleichförmig erstrecken darf, sondern in einer gehörigen Proportion mit dem Werthe jedes einzelnen Stückes und dessen Antheil an der Einheit seyn muß; und da bey der Schönheit die Vorstellung der Vollkommenheit nicht die Gränzen der Klarheit überschreiten darf, so wird dieser Grad von Lebhaftigkeit nicht durch die Vernunft deutlich erkannt, sondern durch das Gefühl bestimmt werden müssen. Ich erkläre mich.

Die Gesetzgeber des Schönen, so wie das Gefühl eines jeden Menschen, kommen darin überein, daß zur Schönheit nicht genug ist, daß alle Theile der Mannigfaltigkeit zur Her-

vor-

vorbringung einer Einheit mit einander verknüpft seyn, sondern ein jeder derselben muß an dieser Wirkung einen bestimmten ihm angemessenen Antheil haben; ein grösserer oder kleinerer, als ihm zukommt, verunstaltet das Ganze. Große Zurüstungen in einer Maschine, die zum Ganzen nur eine Kleinigkeit beytragen, verderben ihre Schönheit eben so, als große Entzwecke, die man auf schwache unbedeutende Triebwerke ankommen läßt. Eine Hauptperson auf der Bühne, die weder zur Verwicklung noch zur Catastrophe Etwas Ansehnliches beyträgt, und eine Nebenperson, von der man das vorzüglichste Intresse abhängen läßt, sind beyde unpassende Theile im Ganzen, die es läppisch oder gezwungen machen. Da man für diese Eigenschaft der Schönheit, so viel ich weiß, noch keinen besondern Namen in der Aestethick hat, so erlaube man mir, aus der Sprache der Mahler einen zu entlehnen, der mir nicht unschicklich scheint, die Haltung. Die Künstler verstehn

stehn gemeiniglich unter diesem Ausdrucke das Licht und Schatten und die Farben, die einem jeden Theil im Gemählde, nicht an und für sich, sondern nach seinem Verhältnisse im Ganzen angemessen sind. Die Anwendung ist leicht zu machen.

Und der Grund dieser Bedingung scheint mir in dem bekannten Satze zu liegen, jede Ursache muß ihrer Wirkung proportionirt seyn. Jede Schönheit, ob gleich sie eine Einheit ist, die das Resultat des Mannigfaltigen ausmacht, ist dennoch nur Einheit in der Erscheinung, die an sich aus so vielen Theilen zusammengesetzt ist, als Einheiten in der Mannigfaltigkeit sich finden, die mit ihrer Wirkung das ihrige zur ganzen Wirkung beytragen. Man kann daher sagen, das Resultat Schönheit im Ganzen eines Kunstwerks besteht erstlich aus der Summe der Wirkungen, die von den einzelnen Stücken der Mannigfaltigkeit hervorgebracht werden, und zweytens aus der Verbindung dieser einzelnen Wirkungen un-

ter

ter einander. Gesetzt nun, daß diese Verbindung in dem Werke aufgehoben werde, so fiele das letzte Moment freylich weg, aber wir hätten dennoch so viele einzelne Schönheiten vor uns, als einzelne Stücke, die Wirkungen hervorbringen. Denn jede Ursache, mit ihrer Wirkung zusammen genommen, macht für sich ein besonders Ganzes aus, das, weil es zusammengesetzt ist, der Schönheit und Häßlichkeit fähig seyn muß; und diese können durch nichts, als durch das Verhältniß- oder Unverhältnißmäßige zwischen der Ursache und der Wirkung bestimmt werden. Wenn wir nun das Resultat Schönheit eines Kunstwerks J. nennen, die mannigfaltigen Stücke woraus es besteht, a. c. e g. ihre Wirkungen zum Ganzen b. d. f. h. Die Verknüpfung dieser einzelnen Wirkungen unter einander K. und die Haltung zwischen a und b, c und d, u. s. w. l. so folgt, daß der Grad der Schönheit J. nach einem dreyfachen Verhältnisse geschätzt werden muß, nemlich nach der

Menge von einzelnen Wirkungen b. d. f. h. nach dem Grade der Haltung zwischen diesen Wirkungen und ihren Ursachen, in so fern sie Theile des Ganzen ausmachen l. und endlich nach dem Grade der Verbindung dieser Wirkungen zur Einheit, K. Den gothischen Gebäuden fehlt es an Haltnng, den chinesischen Gärten an Einheit, und den Bildern der Hertrutier an Mannigfaltigkeit.

Aus dieser Betrachtung läßt sich eine Bemerkung des Herrn Sulzers vortrefflich erklären. „Die Grade der Schönheit zweyer „Gegenstände, sagt er in seiner Theorie der Empfindungen, „werden im zusammenge„setzten Verhältnisse der Einheit und Man„nigfaltigkeit seyn, welche in jedem dieser „Gegenstände herrschen. Ich will hiermit, „thut er hinzu, eben nicht so viel sagen, daß „die Schönheit just genau im zusammenge„setzten Verhältnisse der Einheit und Mannig„faltigkeit eines Ganzen sey. Beyde Eigen„schaften müssen zusammenkommen, um die

„Schön-

„Schönheit einer Sache auszumachen, aber
„sie kommen nicht in gleichem Grade zusam-
„men. Mir scheint die Mannigfaltigkeit
„mehr zur Schönheit beyzutragen, als die
„Einheit. Wenn man sich also der Zahlen
„bedient, die Grade der Vollkommenheit,
„welche man in der Einheit und Mannigfal-
„tigkeit eines Ganzen wahrgenommen hat,
„auszudrücken, so muß man sich so ausdrü-
„cken: die Größe der Schönheit ist im zu-
„sammengesetzten Verhältniß der Größe der
„Einheiten und einer gewissen Potenz der
„Größe der Mannigfaltigkeit.„ Nach meiner
Entwicklung läßt sich der Grund dieser Er-
scheinung, warum die Mannigfaltigkeit mehr
zur Schönheit beyträgt, als die Einheit, leicht
einsehen. Denn durch einen jeden Grad
Mannigfaltigkeit, der zum Ganzen hinzu-
kömmt, erwächst diesem ein doppeltes Mo-
ment der Schönheit, erstlich die Vergröße-
rung der gesammten Wirkungen b. d. f. h.
um einen Grad, und zweytens die Haltung l.

oder die Vollkommenheit, die aus der proportionirten Uebereinstimmung dieser einzelnen Wirkung mit ihrer Ursache, die sie hervorbringt, entspringt; da hingegen bey der Vermehrung der Einheit um einen Grad, in dem Ganzen nur das eine Moment K. einen Zuwachs gewinnt. Gesetzt also, wir hätten zwey Gegenstände vor uns, deren Schönheit mit einander verglichen werden soll, davon der eine fünf Grad Mannigfaltigkeit und einen Grad Einheit, und der andere umgekehrt einen Grad Mannigfaltigkeit und fünf Grad Einheit besitzt, so wird das Resultat J. keinesweges in beyden dasselbe seyn, ungeachtet das Produkt der Vervielfältigung einerley scheint; sondern der erste wird darum einen größern Grad von Schönheit haben, weil die fünf Grade Mannigfaltigkeit noch mehrere Momente der Vollkommenheit mit sich führen, die aus der Haltung zwischen einem jeden Grade und seiner Ursache entsteht, die aber bey dem andern Gegenstande, welcher

ſtatt der Mannigfaltigkeit fünf Grade Einheit beſitzt, unerſetzt bleiben. Und da dieſe Haltung ſelbſt wiederum verſchiedener Grade fähig iſt, ſo ſieht man leicht, warum eine allgemeine Beſtimmung dieſer Potenz von Mannigfaltigkeit nicht ohne Schwierigkeit angegeben werden kann.

Ich kehre nunmehr zurück. Voraus geſetzt alſo, daß es obiektive bey der Schönheit ein ſo wichtiger Umſtand iſt, daß ein jedes Stück der Mannigfaltigkeit, nur eine beſtimmte ihm angemeſſene Wirkung zum Ganzen beytragen muß, ſo iſt klar, daß ſubiektive, ſo wohl bey der bloßen Erkenntniß und Beurtheilung, als bey der Erfindung der Schönheit ſehr viel darauf ankommen muß, daß ein jedes Stück der Mannigfaltigkeit auf das Gefühl und die Vorſtellung einen Eindruck mache, welcher der objektiven Wirkung deſſelben im Ganzen angemeſſen iſt, wenn die Empfindung der Schönheit, oder die Schönheit ſelbſt, die vollkommenſte ſeyn ſoll; denn ſo bald ir-

gend ein geringer Theil, der nur einen unerheblichen Antheil an der ganzen Wirkung hat, einen allzustarken Eindruck auf die Vorstellung macht, oder umgekehrt ein beträchtlicher, der an der Hauptwirkung einen großen Antheil hat, übersehn oder nur schwach empfunden wird, so muß nothwendig subjektive die Haltung unrichtig, und die Schönheit in der Vorstellung verunstaltet werden. Man findet alsdann in Nebentheilen unproportionirte Schönheit, andere vom wichtigsten Gehalte bleiben unbemerkt; man tadelt den Künstler, oder streitet über seinen Werth, der doch unmöglich bey der Wahl der mannigfaltigen Stücke in seinem Werke, nach den Eindrücken sich hatte richten können, die sie auf dieses oder jenes Subjekt machen, (ein Umstand der von unzähligen Nebendingen abhängt, und bey verschiedenen Menschen so sehr verschieden seyn kann,) sondern das Verhältniß einer jeden einzelnen Wirkung zu ihrer Ursache nach dem objektiven innern Werthe die-

dieser Ursache hat bestimmen müssen; man findet alsdann entweder gleich jenem Kinde, in der Geschichte Alexanders mit seinem Arzt, darinn das Bewundrungswürdigste, daß jener standhaft, ohne sich zu eckeln, einen ganzen Becher voll Arzeney hinunter schluckte; oder man übersieht das Vortreffliche in einer Helena des Zeuxis bis ein Nikomachus einem zuruft: nimm meine Augen, und sie wird dir eine Göttin scheinen!

Dieß von der Mannigfaltigkeit; an der Erkenntniß der Einheit hat, wie ich bereits erwehnt, die Vernunft den größten Antheil. Denn bey dieser kömmt es nicht auf bloß abgesonderte Vorstellungen einzelner Stücke an, sondern auf Beurtheilung und Vergleichung vieler gegen einander, und dieß ist einzig das Geschäft der Vernunft. Wäre es möglich, daß ein Mensch alle seine Seelenkräfte behielte, und die Vernunft auf einmal verlöre, so würde in einem Augenblick der ganze Vorrath seiner Erkenntniß in lauter einzelne un-

zusammenhangende Stücke zerfallen, ohne daß sich unter ihnen ein einziges Ganze fände. Mit der besten Einbildungskraft würde er nicht im Stande seyn das einförmigste Ganze zusammenzusetzen. Die Einbildungskraft für sich allein stellt uns die Gegenstände so vor, wie sie aus der Natur durch die sinnlichen Organe den Weg zu uns nehmen, abgesondert, und allenfalls dem Raume nach neben einander, oder der Zeit nach auf einander; aber ihre objektive Einwirkungen in einander, wodurch sie eigentlich reelle Ganze werden, zu erkennen, dazu wird eine Kraft der Seele erfodert, die erstlich mehrere Gegenstände sich zugleich vorstellt, und dann vermittelst des Bewustseyns von einem zum andern übergeht, sie vergleicht, und ihre wechselsseitige Beziehungen sich gedenkt; das heißt, es müssen Urtheile gefällt werden, es muß die Vernunft hinzukommen, die dieses verrichtet. Und wie gesagt, ist dieses von der bloßen Erkenntniß der in der Natur schon vorhandenen

nen

nen Ganze wahr, so wird es um so viel mehr von denen gelten, welche von der Seele selbst gebildet werden, wo durch innere Thätigkeit unter vielen empfangenen Eindrücken erst Einheit gestiftet, und Ganze geschaffen werden sollen.

Die Fähigkeiten, die vorzüglich zur richtigen Erkenntniß der Schönheit erfodert werden, laufen also auf folgende hinaus. Die Vernunft zur Erkenntniß der Einheit; die Einbildungskraft zur Vorstellung der Mannigfaltigkeit, und ein Gefühl von dem wahren Werthe der einzelnen Stücke in dem Mannigfaltigen, wodurch es geschiehet, daß die Lebhaftigkeit der Vorstellung eines jeden seiner Wirkung zum Ganzen genau angemessen ist. Bey der reinen Vollkommenheit, wo alles auf deutliche Erkenntniß ankömmt, ist dieses Geschäft des Gefühls das Werk der Vernunft; denn das Objektive der Haltung besteht in nichts anders, als in dem Urtheile über den innern Werth eines Theils nach einer gewis-

sen objektiven allgemeinen Regel, die ich in der Folge weitläuftiger auseinander setzen werde, und dessen Vergleichung mit dem Antheil, den er an der ganzen Wirkung hat. Da aber die Schönheit nicht außerhalb den Gränzen der Klarheit sich erstrecken darf, so ist es eine nothwendige Bedingung, daß so wohl bey der Beurtheilung, als bey der Erfindung, die Erkenntniß der Haltung durch ein Gefühl geschehe, damit die daraus entspringende Vollkommenheit, Vollkommenheit in der Erscheinung werde; ob gleich nicht zu leugnen ist, daß die Vernunft dieses Gefühl ungemein unterstützen kann, indem die verschiedene Lebhaftigkeit der Vorstellung von dem verschiedenen Grad der Aufmerksamkeit abhängt, und diese doch größtentheils von der Vernunft nach Willkühr gelenkt werden kann.

Ich behaupte aber keinesweges, daß dieses die einzigen Seelenfähigkeiten sind, die zum Geschmack erfodert werden, und keine der übri-

gen einen Einfluß auf denselben haben: wer die Eigenschaften der Seele kennt, der weiß daß sie sich in ihr in keinen solchen Abtheilungen, als in den Lehrbüchern befinden, sondern sie sind alle in einander verwebt, und unter gewissen Umständen ist keine einer Beförderung fähig, ohne daß andere zugleich mit ihr befördert werden; über dieses setzt die Erkenntniß der Materialien des Mannigfaltigen allerdings so viele Arten von Erkenntnißfähigkeiten voraus, als verschiedene Arten von Vorwürfe sind, aus denen diese Materialien bestehn; nur habe ich diejenigen Fähigkeiten festsetzen wollen, die zur Erkenntniß der Schönheit, abgesondert vom Inhalte der Materie, bloß als Eigenschaft der Form, nothwendig sind, und unter diesen nur diejenigen, welche vorzüglich nothwendig sind. Alle übrigen können nur in so weit in Betrachtung gezogen werden, als sie mit diesen in Verbindung stehen, sie befördern, oder unterdrücken.

Wenn

Wenn nun, wie ich gezeigt habe, bey jedem Schönen diese drey Stücke Einheit, Mannigfaltigkeit und Haltung in einem gewissen Verhältnisse bey einander seyn müssen, so ist es offenbar, daß zum Geschmack eben dieses Verhältniß unter den drey Fähigkeiten, welche zur Erkenntniß jener Stücke nothwendig sind, erfodert wird. Die vollkommenste Schönheit ist diejenige, bey welcher die größte Anzahl von mannigfaltigen Dingen, die genaueste Einheit, und die richtigste und angemessenste Haltung sich finden; der vollkommenste Geschmack ist der, welcher die ausgebreiteste Einbildungskraft, die beste Vernunft, und das richtigste Haltungsgefühl mit einander vereinigt, und nach dem eins von diesen Eigenschaften in Verhältniß der beyden übrigen zu stark oder zu schwach ist, darnach wird der Geschmack verschieden seyn, gut oder schlecht, gründlich oder seichte, groß oder klein, u. s. w.

Die Frage also: ist die Vernunft dem Geschmacke schädlich? ohne deren verhältnißmäßigen Grad gegen die übrigen Eigenschaften anzugeben, ist eben so unbestimmt und zweydeutig, als die Frage seyn würde: machen große Ausgaben den Menschen arm? Diese kann so wenig beantwortet werden, ohne daß die Einkünfte dieses Menschen zugleich mit in Betrachtung gezogen werden, als jene, ohne eine Vergleichung zwischen dem Grade von Vernunft und den Graden der übrigen Fähigkeiten die zum Geschmacke nothwendig sind, anzustellen. Die Ausgaben können noch so groß seyn, und sie werden dennoch keine Armuth hervor bringen, wenn sie nur den Einkünften gemäß sind, und von ihnen übertroffen werden. Eben so kann selbst zum Vortheil des guten Geschmacks, der Grad von Vernunft unendlich groß seyn, wenn die andern Erfodernisse des Geschmacks nur im gehörigen Verhältnisse sich dabey befinden. Ist aber die Frage diese:

ist ein nach Verhältniß der Einbildungskraft und des Haltungsgefühls zu große Vernunft dem Geschmacke schädlich? so kann man die Antwort leicht voraussehn. Allerdings ist sie ihm schädlich, so wie jedes von den andern beyden Stücken, wenn es, zufolge des Verhältnisses mit den übrigen, zu groß ist, dem Geschmacke hinderlich ist; aber freylich nicht wegen ihrer Größe, sondern bloß wegen dem Mißverhältnisse das dadurch unter den Eigenschaften des Geschmacks entspringt.

So viel ist wahr, der Grundtrieb der Seele selbst, zufolge welchem sie ihren Wirkungskreis von allen Seiten zu erweitern bemühet ist, ist von endlicher Schnellkraft; bey der Bearbeitung ihrer Fähigkeiten sind ihr, sowohl in der Ausdehnung als in der Verbreitung, Schranken gesetzt, daher findet man selten bey einem Menschen die überaus große Vervollkommung einer Kraft ohne zugleich eine Vernachläßigung anderer, die mit ihr nicht in einer genauern Verknüpfung stehen;

vor-

vorzüglich sind die Fälle nicht häufig, wo die beyden Arten von Vervollkommung, nemlich die Erweiterung der Kräfte dem Grade und der Menge nach, sich beysammen finden. Viel und zugleich Vieles zu umfassen ist eine Eigenschaft der Lessinge und der Kante; Eine Eigenschaft seltner Jahrhunderterscheinungen. Allgemein genommen wird es doch von der Erfahrung ziemlichbestätigt, daß intensive und extensive Größemenschlicher Kräfte nicht am öftesten vergesellschaftet sind. Ein weitläuftiges Gedächtniß und die mit diesem verknüpften Fähigkeiten, der Witz, die Einbildungskraft u. s. w. sind eben nicht diejenigen Eigenschaften, deren sich die Algebristen und die bloß spekulativen Metaphisiker häufig rühmen können, so wie der Tief- und Scharfsinn nicht das eigentliche Werk der Sprachkundiger ist. Da nun, wie ich gezeigt habe, zu dem Geschmack Fähigkeiten von beyden Arten erfodert werden, als Vernunft und Einbildung, so kann es nicht

befrem-

befremden, daß man bey Menschen, die ihre Kräfte vorzüglich auf die Bearbeitung eines von diesen verwenden, die Fertigkeit das Schöne zu erkennen so sparsam antrifft; die Ursache liegt subjektive in dem Unvermögen des Menschen, nicht objektive in der Beschaffenheit dieser Kräfte. Dem tiefsinnigen Meßkünstler fehlt es zur Beurtheilung des Schönen an leichter Umfassung der Mannigfaltigkeit; dem unphilosophischen Naturaliensammler an Scharfsinn zur Bemerkung der Einheit; und dem Schulmann an richtige Schätzung der einzelnen Stücke in dem Mannigfaltigen. Lasset den ersten seine Einbildungskraft, nach Verhältniß seiner Vernunft, vergrößern, den zweyten seine Vernunft üben und Begriffe zergliedern und vergleichen lernen, und den dritten Umgang mit der Welt und Kunstsachen sich erwerben, und ihr werdet sie in Gesetzgeber des Geschmacks verwandelt sehn; ihr werdet einen Kästner, einen Haller, einen Winkelmann vor euch haben.

Dieß

Dieß sind also die zwey Hauptbedingungen, worauf alles beym guten Geschmack ankömmt, die Erweiterung der drey erwehnten Fähigkeiten; und die Beobachtung des gehörigen Verhältnisses unter ihnen. Das letzte scheint in den meisten Fällen zur bloßen Erkenntniß und Beurtheilung der Schönheit, hinreichend zu seyn; zu deren Hervorbringung aber wird mehrer fodert. Die Kräfte müssen angestrengt und ausgedehnt werden, wenn sie bis zum Schaffen wirksam werden sollen. Auch scheint jenes oft die Folge eines bloß negativen Verhaltens zu seyn, zu diesem hingegen gehöret wahre Thätigkeit. Daher läßt es sich erklären, warum das Frauenzimmer zwar ein feineres Gefühl für das minderwichtige Schöne hat, und ein richtigers Urtheil in Geschmackssachen zu fällen im Stande ist, als Mannspersonen, und man gleichwohl so wenig Meisterstücke der Kunst aus ihren Händen zu erwarten hat. Die Erziehung des Frauenzimmers geht selten dahin, daß

man irgend eine Seelenkraft besonders bey ihm zu erweitern sucht, noch werden sie alle sehr angestrengt; die Gegenstände seiner Beschäftigungen sind meistentheils so, daß dessen Kräfte nur in einem leichten Spiele erhalten werden, und keine wird vorzüglich vor den übrigen erhöhet; daher bleibt das Verhältniß, das von Natur schon zwischen den Kräften der Seele sich findet, ungestört, und dieß macht sie das Mannigfaltige und dessen Beziehungen in der Schönheit mit Leichtigkeit umfassen, wenn das erste nicht allzugroß ist, und die letzten nicht allzufein und verwickelt sind. Da aber Mannspersonen so wohl durch Erziehung als Temperament geneigt sind, ihren Fähigkeiten einen größern Grad von Ausdehnung zu geben, und unter diesen gemeiniglich eine zur herrschenden zu haben: so wird bey ihnen das natürliche Gleichgewicht unter den Kräften leichter aufgehoben. Daher wird bey ihnen im Ganzen das Gefühl für die Schönheit,

und der richtige Geschmack weniger allgemein anzutreffen seyn; hingegen muß man den wenigen glücklichen unter ihnen, die größten Wunder der Kunst zu verdanken haben.

Noch ein Umstand läßt sich aus dem obigen vortrefflich erklären, dieser nemlich, daß die muntern und aufbrausenden Jahre des Jünglings, da alle Kräfte noch, so zu sagen, in Gährung sind, dem großen und gründlichen Geschmacke nicht die günstigsten sind, ob gleich sie zu den Produkten des Genies in andern Gegenständen, die mit dem Schönen in keiner Verbindung stehen, die fruchtbarsten zu seyn pflegen. Zu diesen wird eben die große unproportionirte lebhafte Wirksamkeit einer Kraft, wenn auch auf Kosten der übrigen, erfodert, und dazu sind die Jahre die besten, da der Geist noch frey von allen Schranken wirkt, und die Schwierigkeit, die aus dem Bedürfnisse, auch die übrigen Fähigkeiten zu bearbeiten, entspringt, nicht fühlt oder nicht achtet; da geht denn das

Genie seinen Weg ungestört fort, und thut Wunder. Zum reifen und gründlichen Geschmack hingegen wird schon der weise proportionirte Gebrauch mehrerer Kräfte, genauere Kenntniß der Welt und der menschlichen Seele; dazu werden Nachforschungen der Gegenstände, die verschiedentlich auf diese wirken, erfodert, und dazu ist der Jüngling selten aufgelegt; dazu gehören reifere und gesetztere Jahre, Jahre, da die auflodernde Flamme einer einzigen Fähigkeit bereits verpuft ist, und eine weise ruhige Größe über die ganze Oekonomie der Seele sich verbreitet hat. Dieser Umstand erstreckt sich so gar bis auf das Genie im Schönen selbst, da dessen erfindrische Wirksamkeit gemeinhin dem großen und reifen Geschmacke vorgehet; Horaz und Lessing, Boilau und Pope, waren alle erst Erfinder, und dann wurden sie Geschmacksrichter; Hogart und Mengs waren lange vorher Künstler, ehe sie uns die Kunst zu beurtheilen so vortrefflich lehrten; und ehe Frie-

derich seine Nebenregenten in der Kriegeskunst so meisterhaft unterrichtete, haben seine Feinde die Wirksamkeit seines kriegrischen Genies bereits mächtiglich empfunden. Dieß ist der wahre Gang des menschlichen Geistes; wer mit der Kritik den Anfang macht, wird selten ein großer Meister in der Ausübung werden; dieß hat die Geschichte der Litteratur von je her bestätigt, und noch unter uns bestätigt sie es fast täglich.

Wie haben wir es also anzufangen, wenn wir uns oder diejenigen, deren Erziehung uns obliegt, zeitig zum guten Geschmacke bilden wollen? Es ist offenbar, wir müssen diejenigen Fähigkeiten, die dazu erfodert werden, die Vernunft, die Einbildungskraft und das Haltungsgefühl zu vervollkommen suchen, und unter ein gehöriges Verhältniß bringen. Die Kräfte der Seele kommen darin mit den Kräften des Körpers, überein, daß sie durch die Uebung anwachsen. Je mehr sie angewendet werden, desto größer wird

 ihre

ihre Ausdehnung, und ihre Fertigkeit, immer mehr und mehr zu wirken und zu umfassen. Es ist hier der Ort nicht, die Kunstgriffe aus einander zu setzen, deren man sich mit Vortheil bedienen kann, um in dem Gemüthe der Jugend diese oder jene Fähigkeit anzubauen; dieser oder jener Kraft einen besondern Schwung zu geben. Dieß ist das Werk der Reaußaus, der Rochius, der Basedows; nur dieses muß ich erwehnen, daß es zur Kultur des Geschmacks nothwendig ist, die verschiedenen dazu gehörigen Kräfte nicht abgesondert, auf verschiedene Gegenstände, sondern immer auf einen und denselben Gegenstand zugleich üben zu lassen. Bey dem Gebrauche der Vernunft muß die Einbildungskraft nicht verabsäumt werden; man muß suchen die feinsten und abgezogensten Begriffe so viel, als möglich, in konkreto denken zu lernen, so wie umgekehrt bey den Beschäftigungen der Einbildungskraft die Vernunft bey der Hand zu haben,

die

die die Aufsicht darüber führen muß; machet, möchte ich den Erziehern der Jugend zurufen, machet daß eure Untergebene mahlerisch philosophiren, und wenn es möglich ist, philosophisch träumen!

Aber die Vervollkommung der dritten erfoderlichen Fähigkeit, des richtigen Gefühls, das zur Erkenntniß der Haltung nothwendig ist, ist dasjenige, welches den meisten Schwierigkeiten unterworfen ist, und das, meiner Einsicht nach, den vorzüglichsten Grund enthält von der Verschiedenheit des Geschmacks unter einzelnen Menschen so wohl, als unter ganzen Völkerschaften; ein Umstand, der, weil man dessen Quelle nicht gehörig untersucht hat, zu der irrigen Meynung Gelegenheit gegeben, daß das Schöne überhaupt gar nichts reelles enthielte, das außer dem Gehirne empfindsamer Wesen anzutreffen wäre, sondern gleich den Erscheinungen der gröbern Sinne, bloß in der subjektivischen Beschaffenheit menschlicher Or-

gane sein Daseyn habe; da doch im Grunde dieser Schluß nicht weniger Unrichtiges enthält, als der Schluß von der Verschiedenheit der Meynungen über jeden andern Gegenstand der Natur, wie z. B. über die Bewegungsart der Himmelskörper, die Unsterblichkeit der Seele, das Daseyn der dunkeln Begriffe, auf deren bloß ideale Wirklichkeit in sich begreifen würde. In beyden Fällen liegt die Ursache der Uneinigkeit, in der ungleichen Art die Kräfte anzuwenden, welche zur Erkenntniß der Sache nothwendig sind. Unter diesen Erkenntnißarten kann freylich immer eine nur die richtige seyn, nach der die übrigen gestimmt werden müssen, wenn sie in Ansehung des Resultats übereinkommen sollen. Wer häufig sich mit Streiten über Gegenstände der Weltweisheit abgegeben, der weiß, wie oft man auch bey diesen, den Streit mit einer Antwort des Nikomachus zu endigen, gezwungen ist: *nimm meinen Verstand, und die Sache wird dir sonnenklar erscheinen!*

Die

Die Vollkommenheit des Haltungsgefühls, sage ich, ist das schwierigste beym Geschmack, und dessen verschiedene Beschaffenheit zugleich der wichtigste Grund von der Verschiedenheit der Urtheile über Schönheit und Häßlichkeit. Die Ursache liegt am Tage. Keine von den übrigen beyden Eigenschaften des Geschmacks ist mit demjenigen, was man Karakter des Menschen nennt, so sehr verknüpft, als diese. Vernunft und Einbildungskraft kann der Zornmüthige und der Sanftmüthige, der Grausame und der Mitleidige, in gleichem Grade besitzen; aber das Gefühl von den Eindrücken äußerer Gegenstände auf unsere Vorstellung, dieß ist mit allen unsern Neigungen und Begierden auf das genaueste verwebt, und kann unmöglich in Subjekten, wo diese verschieden sind, von ganz ähnlicher Beschaffenheit seyn, und in einem gleichen Grade sich befinden. Man weiß, wie sehr eine einzige heftige Begierde über alle unsere Empfindungen Meister ist, und aus welchen

entgegengesetzten Gesichtspunkten, verschiedene Begierden, einen und denselben Gegenstand uns betrachten lassen! Jede herrschende Neigung macht, daß diejenigen Gegenstände, die auf ihr eine genauere Beziehung haben, ihr günstig oder zuwider sind, mit doppelter Lebhaftigkeit empfunden werden; diejenigen aber, welche die Vorwürfe anderer Neigungen sind, die uns weniger am Herzen liegen, im dunkeln bleiben, und gar keine, oder nur eine geringe Wirkung auf uns haben. Und dieses gilt nicht nur von der herrschenden Begierde, sondern von allen übrigen Begierden und Neigungen; nach dem sie in einem ausgedehntern oder eingeschränktern Grade sich in uns finden, darnach sind ihre Vorwürfe von lebhafterer oder schwächerer Wirksamkeit auf unsere Vorstellung. Giebt es nun so selten zwey Menschen, bey denen alle Neigungen in ganz gleichem Grade sich finden, so kann man sich unmöglich über die Seltenheit wundern, zwey Menschen zu treffen,

auf welche ein und derselbe Gegenstand immer eine und dieselbe Wirkung hat; und da es, wie ich gezeigt habe, beym Geschmack eine wesentliche Bedingung ist, daß die Eindrücke der einzelnen Stücke im Mannigfaltigen eine gehörige, ihrem Antheil an der Einheit angemessene Lebhaftigkeit haben, so kann es nicht weniger befremdend seyn, zwey Menschen von vollkommen gleichem Geschmacke anzutreffen.

Nichts ist dem Menschen gewöhnlicher, als das Schöne mit dem Nützlichen zu verwechseln; und nützlich ist ihm alles, was ihm zur Befriedigung einer Begierde Vorschub thut. So umgekehrt, was der Befriedigung einer heftigen Begierde nachtheilig ist, ist ihm schädlich, und er hält es oft eben deswegen für häßlich; ungeachtet Schönheit und Häßlichkeit an und für sich Vollkommenheit und Unvollkommenheit sind, die, ohne allen Einfluß auf die Sättigung anderer Leidenschaften, in so fern schon empfunden, begehrt,

ver-

verabscheuet und beurtheilt werden müssen. Aber so ist der Mensch, die Leidenschaften und Gesinnungen, die einmal durch Temperament oder Erziehung Wurzel bey ihm gefaßt haben, geben immer den Hauptton an, nachdem er alle andere Saiten seiner Seele stimmt; und unbekümmert ihres eigenthümlichen Klanges, betrachtet er sie nur als wohl oder übellautend, in so weit sie mit dem Hauptton harmoniren oder nicht.

Der Ort, wo wir unser Glück gemacht, oder viele Freunde haben; der Garten, wo wir uns in dem Zirkel einer angenehmen Gesellschaft zu belustigen pflegen, kommen uns, auch abgesondert von diesen Annehmlichkeiten, in der Erinnerung als schön vor. Auf dem Boden, den die Geliebte unsers Herzens betritt, sehen wir nichts als Rosen, und das schönste Gewölk beziehet den Himmel, unter dem sie wandelt; dieß ist das Werk der vergesellschafteten Ideen. Alles, was mein ist, ist schön, und zwar deswegen schön, weil

es

mein ist; dieß ist das Werk der Eigenliebe. Mein klein Gärtchen hat eben keine große Vorzüge, und wenn es einem andern zugehörte, könnte es mir vielleicht mißfallen; aber es ist mein Gärtchen, und ich weiß nicht, wie man in seiner Art ein schöneres haben kann. Dieß erstreckt sich also auf alles, was mit uns in einiger Verbindung stehet; mein Freund, sagen so viele Leute, hätte ein sehr häßliches Ansehn, ich finde dieses gar nicht. Ich sehe wohl, daß es keins von den gemeinen Gesichtern ist, aber ich lese so viel verborgene Schönheit und bedeutenden Ausdruck in einzelnen Zügen, daß ich das Ganze, wenn ich ein Künstler wäre, mir als ein Muster zum Apollo wählen würde. Meinen Feind hingegen nennt man einen Adonis; die Leute scheinen mir keine Augen zu haben. Die Eifersucht macht nicht, daß ein Frauenzimmer dem andern die Schönheit abspricht; sie macht, daß es das andere nicht schön findet. Betrifft es gar Gegenstände die das Werk unserer Hände sind, und

also mit uns in dem Verhältniß der Folgen mit der Ursache stehen, so gehört wahrlich ein großer Grad von Selbstverleugnung dazu, um unparteiischer Richter zu seyn. Schriftsteller und Künstler fangen alsdann erst an, über die Schönheit ihrer Werke billig zu urtheilen, wenn sie an deren Stelle andere hervorgebracht, die ihnen viel schöner deuchten, und ihre Liebe zu den ersten verringert haben. Man kann keines Vaters Urtheil über die Schönheit seiner Tochter trauen, eben so wenig als dem Urtheile der Mutter. Jener findet sie immer schöner, als sie wirklich ist, weil es seine Tochter ist; diese sehr oft, besonders wenn sie selbst noch auf Vorzüge der Schönheit Anspruch machen kann, häßlicher, weil sie doch immer auch Frauenzimmer ist: aber freylich nicht so häßlich, als wenn es gar eine fremde wäre. Und es versteht sich, je stärker der Grad von Eigenliebe bey dem Menschen ist, desto verworrner und unrichtiger wird das Urtheil über die Schönheit seiner

ner

ner mit ihm verwandeten Dinge seyn. Von Leuten, gegen die die Natur Etwas freygebig mit dieser Schwachheit umging, wird die mindeste ihrer Kleinigkeiten, weil es ihre Kleinigkeiten sind, für das schönste und trefflichste in seiner Art gehalten; dieß erstreckt sich bisweilen so gar bis auf in die Augen fallenden Häßlichkeiten.

Den gröbern sinnlichen Vergnügungen und Mißvergnügungen ist es besonders eigen, unser Urtheil über die Schönheit zu verfälschen. Ein Frauenzimmer, von dem wir wissen, daß es einen stinkenden Athem hat, finden wir auf keiner Weise schön. Der Eckel ist der Tödter aller Ideen von Schönheit. Hingegen vermischen die Mannspersonen fast allemal die Empfindung der Schönheit eines Frauenzimmers mit der Idee des Vergnügens, das sie sich in ihrem Genusse vorstellen. Gemeiniglich ist man nicht lüstern nach einer Person, weil man sie schön findet, sondern man findet sie schön, weil man nach ihr lüstern

stern ist. *) Jede Mannsperson hat ihr eigenes Ideal im Kopfe, von dem sie sich den vollkommensten Genuß der Wollust vorstellt, und nachdem ein Gegenstand diesem Ideal sich nährt, oder von ihm entfernt, darnach bestimmt sie den Grad seiner Schönheit. Daher kömmt die Verschiedenheit der Urtheile über die Schönheit des Frauenzimmers unter Personen von verschiedenem Alter, Temperament, unter verschiedenen Nationen. Und ich glaube, wenn dem ganzen männlichen Geschlechte der Auftrag gemacht würde, die Schönste des andern zu bestimmen, daß unter

*) „Ihre Haare sind Gold„, läßt der spanische Weltweise Cervantes seinen Ritter von der traurigen Gestalt von seiner Dulcinea sagen, „Elisiens Felder ihre Stirne, Himmelsbogen „ihre Augenbraunen, ihre Augen Sonnen, „Corallen ihre Lippen, ihre Zähne Perlen, „Albasterihr Hals, Marmor ihre Brust, Helfenbein ihre Hände, und ihre Haut weiß wie „frisch gefallener Schnee. Ihre übrigen Reize „aber,

ter diesem so wenig eine sich finden würde, die nicht eine Stimme für sich hätte, als eine seyn würde, die nicht die Stimme aller zu verdienen glaubte. Was ich von dem Urtheile der Mannspersonen über die Schönheit des Frauenzimmers sage, gilt ohne Zweifel auch umgekehrt von dem Urtheile der Frauenzimmer über die Schönheit der Mannspersonen. Doch ist zu vermuthen, daß im letzten Falle, die Verschiedenheit in den Urtheilen nicht so groß seyn werde, als in dem ersten. Ich wage es nicht, die Ursache hiervon anzugeben; genug, es ist die weise Einrichtung der Natur

„aber, welche Ehrbarkeit unsern Blicken „verbirgt, glaub ich gewiß, sind so beschaf„fen, daß man sie durch eine lebhafte Phan„tasie in ihrer Vollkommenheit zwar den„ken, nimmer aber mit Etwas vergleichen „kann." Leben und Thaten des weisen Junkers Don-Quixote von Mancha, erster Theil, S. 146.

tur, daß der schwächere Theil des Menschengeschlechts, der eigentlich gewählt werden soll, in seinem Ideal von Genusse weniger schwierig, und von mehr Einförmigkeit ist, als derjenige, der zum wählen bestimmt ist. Im ganzen scheint die Winkelmannische Beobachtung, von unleugbarer Gewißheit zu seyn, daß alle unsere Urtheile über menschliche Schönheit unrein sind.

Die pöbelhafteste unter allen Leidenschaften, der Geiz, ist von gleichem Einfluß auf das Gefühl der Schönheit. Wenn es einem quälenden Geist einfiele, den Schatten eines Geizigen mit der Empfindung des Eckels und des Abscheues zu martern, so darf er sicherlich ihn nur in die Bildergallerien und prächtigen Palläste seines vernünftigern Erben führen. Die einzige Idee von Verschwendung und unnützen Ausgaben, die sich bey der Anschauung eines Kunstwerks dem Geizigen darbietet, macht es ihm unausstehlich, und erweckt in ihm ein Abscheu dafür, ob es gleich

das

das Eigenthum eines andern ist. Daher findet man so selten, daß Geizige, selbst an den Schönheiten des gemeinen Wesens Vergnügen finden, und die öffentlichen Schauspiele und Spaziergänge besuchen, ungeachtet sie den Genuß unentgeltlich haben können. Diese Unglücklichen setzen den Werth jeder Vollkommenheit, nicht in ihren wirklichen Genuß, sondern bloß in das Vermögen, sie genießen zu können; und da das Geld in der That dasjenige Mittel ist, durch welches man zum Genusse so vieler Vollkommenheiten gelangen kann, so bleiben sie bey diesem stehen, und sehen jede Verwendung desselben, als ein Verlust so vieler Arten von Vergnügungen an, die sie dafür hätten genießen können, ob sie gleich sie nie genossen hätten. *)

*) Dieß ist ein Umstand der den Geiz unter allen übrigen Leidenschaften besonders karakterisirt. Jede andere Begierde hat immer eine gewisse Art von Genuß zum Entzweck, daher kann sie zwar, besonders wenn sie die herrschende im Karak-

Der Geschmack aber ist gerade diejenige Fähigkeit, welche am wenigsten das Ausschliessende unter den Neigungen und Kräften der Seele duldet; er erfodert vielmehr einen verhältnißmäßigen Grad unter allen, damit eine richtige Vorstellung von den einzelnen Stücken in dem Mannigfaltigen entspringe. Und wie kann dieser bey einem Menschen statt finden, in dessen Seele, alles Mannigfaltige auf einen einzigen unfruchtbaren Gegenstand hinausläuft? Ich habe einst einen solchen Elenden kennen gelernt, der seit vielen Jahren, abgesondert

Karakter ist, vor der Befriedigung ausschliessend seyn, und jedes andere Verlangen in der Seele verdunkeln; hingegen nach der Befriedigung verhindert, sie nicht, daß nicht auch die übrigen Begierden erwachen, und die Seele nicht nach andern Arten von Genuß sich sehnet. Der Geiz aber erstreckt sich auf das Mittel vieler Arten von Genuß, froh werden zu können, und eben darum ist er ausschließend, indem nach einer jeden Befriedigung,

dert von allem menschlichen Umgange, sich von der Mildthätigkeit einiger Freunde unterhalten ließ; er starb und hinterließ ein ansehnliches Vermögen. Das vornehmste Geschäft in seinem Leben war, daß er immer fort am Fenster stund, und die vorübergehenden wohlgekleideten Menschen fluchte und anspie, und das Ideal der Schönheit, daran er sein ganzes Gemüth weydete, waren ihm seine güldenen Münzen, die er täglich musterten und stundenlang betrachtete.

gung, in dem Gemüthe des Geizigen jede andere Begierde schon befriedigt ist. Dieß ist auch wohl mit eine Ursache, warum von jeder andern herrschenden Leidenschaft, die Menschen so oft zurückkommen, auf ganz fremde oder gar auf entgegengesetzte verfallen; nur beym Geiz ist dieses eine sehr seltene Erscheinung. Wer einmal seiner Fahne geschworen, verläßt sie nie, es ist nichts, dessen Reiz ihn abtrünnig machen sollte. Er befriedigt unter seinem Dienste alle Leidenschaften, da er im Grunde keine befriedigt.

Ich finde es nicht für nöthig, mich bey der fernern Auseinandersetzung anderer Leidenschaften, weitläufig aufzuhalten; genug, daß, wie ich gesagt, jede herrschende Leidenschaft unter den übrigen den Ton angiebt. Unter diesen sind einige, welche mit jener in einer nähern Verbindung stehen, und nach dem Grade dieser Verbindung, werden die Vorwürfe derselben einen stärkern oder schwächern Grad von Verlangen bey uns erwecken; andere sind ihrer Beschaffenheit nach, der herrschenden gerade zuwider, und in gleichem Grade müssen ihre Vorwürfe Abscheu erregen; hingegen werden die Vorwürfe derer, welche auf die Hauptleidenschaft gar keine Beziehung haben, wenn es deren giebt, weder einen ansehnlichen Grad von Verlangen noch von Abscheu hervorbringen, sondern das Gemüth in dem Zustande der Gleichgültigkeit lassen. Gesetzt nun, es befinden sich, unter der Mannigfaltigkeit eines Kunstwerks, einzelne Stücke, welche auf die herrschende Leidenschaft

schaft eines Subjekts eine genauere Beziehung haben, sie begünstigen oder ihr zuwider seyn, so werden sie auf dieses Subjekt den lebhaftesten Eindruck machen; die übrigen Stücke hingegen, die mit der herrschenden Leidenschaft gar keine, oder nur eine geringe Verwandschaft haben, werden nur eine schwache Aufmerksamkeit erwecken. Trifft es sich nun, daß gerade die Ersten den wichtigsten, und die Letzten nur einen geringen Antheil an der Hauptwirkung des Ganzen haben, so wird des Werkes Schönheit für dieses Subjekt die richtigste Uebereinstimmung, die vollkommenste Haltung haben. Bey einem andern Subjekte, kann das Verhältniß der Leidenschaften unter einander, das Entgegengesetzte seyn, ihm können die Vorwürfe der herrschenden Leidenschaft des Ersten, die gleichgültigsten Gegenstände seyn, und so umgekehrt, was jenem gleichgültig ist, kann auf ihn den lebhaftesten Eindruck machen; auf ihn muß also eben dieses Kunstwerk die entgegengesetzte

Wirkung haben, das Ganze kann ihm nicht anders, als dißproportionirt und ohne Haltung erscheinen. Die Nebenfigur auf einem Gemählde kann vielleicht in der ganzen Gruppe, dem Ideal des Genusses eines Menschen, am nächsten kommen, und folglich den größten Theil seiner Aufmerksamkeit an sich ziehen; da sie aber von dem Künstler in der Unterordnung des Mannigfaltigen, nur eine Nebenstelle bekommen hat, so muß sich in der Vorstellung dieses Menschen vom Ganzen, Etwas Unharmonisches und Widersinniges mit einmischen, das den Begriff der Schönheit vernichtet oder wenigstens verunstaltet. Auf den eiteln Menschen von kleinem Geschmacke, macht das Zierliche überhaupt, und also auch bey einem Gebäude, einen starken Eindruck; die Gothische Bauart muß daher bey ihm von besonderer Schönheit seyn, bey welcher der Zierrath zugleich einen so großen Antheil an der Wirkung des Ganzen hat. Dem erhabenen griechschen Auge muß dieses Mißverhältniß unausstehlich seyn.

Aber

Aber wie? wenn einmal die herrschenden Leidenschaften so wohl, als das Verhältniß unter den Neigungen überhaupt, bey den Menschen so verschieden sind, wie muß es der Künstler anfangen, um seinem Kunstwerke diejenige Haltung zu geben, welche dem vollkommensten Geschmacke am angemessensten ist? Giebt es für ihn dennoch eine oberste Regel, welcher er sein Werk anpassen kann, und die dessen Werth unabhängig von aller subjektivischen Verschiedenheit festsetzt? — Diese Frage scheint mir mit einer andern zusammen zu fallen; giebt es, bey der so großen Mannigfaltigkeit von herrschenden Neigungen unter verschiedenen Menschen, dennoch eine oberste Verhaltungsregel für den Menschen überhaupt, nach welcher er, den Zügel jeder Leidenschaft anziehen oder schießen lassen muß, und die folglich den Plan zu seiner höchsten Glückseligkeit enthält? — Wird diese verneint, so befinden wir uns freylich in Ansehung der Sittlichkeit so wohl, als in Ansehung des

Schönen, in eben dem Falle, als in Ansehung des gröbsten sinnlichen Küzels; und es läßt sich eben so wenig allgemein angeben, was gut, was schön ist, als überhaupt sich bestimmen läßt, was wohl, was übelschmeckend ist. Wird sie aber bejahet, so ist kein Grund, warum wir nicht eben diese Regel, zugleich die oberste Regel für den Künstler seyn lassen; vorzüglich, da doch seine Absicht ist, durch Vorstellungen Lust zu erwecken, und kein Gegenstand unter einer andern Bedingung Lust gewährt, als in so fern er Vollkommenheit ist, d. i. in so fern er ein Moment des großen Entzwecks, wornach das Triebwerk alles Lebenden gerichtet ist, der höchsten Glückseligkeit, ausmacht, oder als ein solches vorgestellt wird!

Und wohl muß sie bejahet werden, diese so erhebliche Frage: wer könnte sich auch wohl den Gedanken einfallen lassen, daß die Natur, das Künstlichste ihrer Werke, den Menschen sich gedacht, ohne zugleich einen

Plan

Plan zu dessen höchster Vollkommenheit entworfen, und ein allgemeines Mittel für das ganze Geschlecht bestimmt zu haben, wodurch es zu dieser Stufe gelangen kann? Alle Bäume, die zur Hervorbringung einerley Früchte bestimmt sind, erreichen ihre höchste Vollkommenheit unter einerley Bedingungen; sie haben dieselbe Struktur, erfodern dieselbe Wartung, dieselbe Beschaffenheit des Bodens, dasselbe Klima. Alle Thiere, die von der Natur, nicht von den Naturforschern, durch ihr geselliges Leben, ihre Begattung, ihren gleichförmigen Bau, zu einem Geschlechte bestimmt sind, erfüllen ihren großen Entzweck der Schöpfung auf einerley Weise; sie besitzen dieselbe Organen, dieselben Triebe, erfodern denselben Himmelsstrich, dieselbe Zeit zur Fortpflanzung u. s. w. Nur die Menschengattung sollte so sorglos den Händen der Schöpfung entfallen seyn, daß es eines jeden einzelner Willkühr überlassen wäre, unabhängig von den übrigen, sich eine eigene Bahn zu bre-

chen, und nach einem eigenen Ziele hinzuwandeln? Gerade er, bey dem die Natur es durch die Neigung zum gesellschaftlichen Leben, am deutlichsten bezeichnet hat, wie sehr er Glied einer größern Kette ist, gerade er soll in dem wichtigsten Unterscheidungsstück einer Naturgattung, in der Anwendung einerley Mittel zur höchsten Vollkommenheit, eine abgesonderte Einheit ausmachen? —

Die Erkenntniß keines Gegenstandes ist in uns so vollkommen, als die Erkenntniß unsers Selbsts, so eingeschränkt auch diese noch immer seyn mag. Von jedem andern Naturdinge haben wir nur die Vorstellung seiner äußern Schale, und wenn es hoch kömmt, einiger seiner Beziehungen auf Nebendinge; die Beschaffenheit unsers eigenen Wesens hingegen kennen wir durch inneres Bewustseyn, wir haben die Empfindung aller unserer Kräfte durch das Anschauen, nicht durch Schlüße; und die Wirkungen dieser Kräfte lehren uns aufs deutlichste ihr Daseyn, ohne Ausnahme,

bey

bey allen unsern Nebenmenschen. Bey ihren körperlichen Arbeiten ist die Natur weit weniger schwierig; selbst bey Schaffung des menschlichen Körpers entwischt manchmal der Ton, auf einem Augenblick, ihrer äußersten Aufmerksamkeit; und ein Mensch, dem die Empfindsamkeit irgend eines sinnlichen Organs, oder die Beweglichkeit eines Muskels gänzlich mangelt, gehört eben nicht zu den seltensten Seltenheiten. Aber in den Stunden, da sie mit Seelenbildung beschäftigt ist, scheint sie ihr ganzes plastisches Vermögen zu koncentriren, und mit der genauesten Sorgfalt jede Eigenschaft, jedes Saamenkörnchen zukünftiger Glückseligkeit in dem Geiste einzufassen. Daher von dieser Seite die Abweichungen so selten sind, daß die Geschichte schwerlich das Beyspiel eines Menschen aufzuweisen hat, bey welchem die Spuren einer einzigen Seelenfähigkeit, gänzlich vermißt worden wären. Der Grundstoff aller Kräfte und Neigungen, der in mir vorhanden ist, findet

sich

sich bey allen meinen Mitmenschen: Vernunft, Einbildungskraft, Gedächtniß, Liebe, Haß, Zorn, Mitleiden u. s. w. Wer hat noch einen Menschen entdeckt, dem es an einem von diesen gänzlich gemangelt hat? Wahrlich diese Entdeckung kann nicht leichter seyn, als die Entdeckung eines Bibers, dem der Trieb zum Bauen, oder einer Spinne, welcher der Trieb zum Weben gänzlich fehlt!

Und eine deutlichere Sprache, als diese Allgemeinheit der Eigenschaften, bedarf die Natur nicht, um ihre Absicht bey der Bestimmung der Menschengattung zu erkennen zu geben. Siehe um dich, ruft sie dem Menschen zu, siehe das Thier, den Baum, den Stein, wie diese ihre Bestimmung dadurch erfüllen, daß die wenigen Kräfte, die ich in sie gelegt, immerfort ausgeübt, und in beständiger Thätigkeit erhalten werden, bis sie ihre vollkommenste Reife erlangt haben, und dann absterben; dir sind mehrere und mannigfaltigere Fähigkeiten zu Theil geworden;

du

du besitzt über dieses noch eine freye Willkühr, die dir eine unumschränkte Herrschaft über sie giebt; suche auch du, sie in beständiger Thätigkeit zu erhalten, übe sie, und dehne deinen Wirkungskreis so weit von allen Seiten aus, als dir möglich ist, und du wirst glücklich seyn! Aber von allen Seiten suche dich vollkommener zu machen; keine einzige Kraft, keine einzige Neigung, lasse ungebraucht, unverbessert: denn wisse, ich bin nie mit der Austheilung meiner Gaben verschwendrisch. Das kleinste Gefäschen in deinem Körper, die kleinste Fähigkeit in deiner Seele, würde ich ergeizt haben, wären es nicht zu deiner höchsten Glückseligkeit unentbehrliche Stücke!

Aber sie sind menschliche Eigenschaften, die Eigenschaften der menschlichen Seele, folglich von endlichem Gehalte, und unter ihnen finden sich nicht wenige, die ihrer Beschaffenheit nach, einander entgegengesetzt sind, von denen also keine auf einen allzu hohen Grad

gebracht werden kann, ohne daß eine andere, um ein Merkliches zurück gesetzt werden muß, wie z. B. Freygebigkeit und Sparsamkeit, Standhaftigkeit und Mitleiden, Unwille über empfangene Beleidigungen und Sanftmuth; auch können selbst unter den verträglichen, nicht alle auf einen gleichen Antheil an der höchsten Glückseligkeit, und folglich auch nicht auf einen gleichen Grad von Wartung, Anspruch machen. Einige sind von mehrerem, andere von wenigerm Einfluß auf dieselbe; die Neigungen z. B. deren Befriedigung zur Aufrechthaltung der Gesellschaft nothwendig sind, leisten einen größern Beytrag, als diejenigen, die auf bloß eigennützige Lüsten zielen; unter diesen wiederum, ist der Grad der Wichtigkeit verschieden, nachdem sie dem Verlangen nach der Selbsterhaltung, näher oder entfernter sind. Daraus siehet man, daß der Mensch, um der Foderung der Natur Genüge zu thun, nicht ohne Unterschied diese oder jene Kraft übermäßig ausdehnen, diese oder jene Neigung

bey

übermäßig erweitern darf, sondern daß er, bey der Bearbeitung seiner Fähigkeiten, ein gewisses Verhältniß unter ihnen treffen muß, zufolge welchem, die weniger erheblichen den mehr erheblichen untergeordnet werden, alle insgesammt einander befördern, und nicht nur das daraus entspringende Resultat der Vollkommenheit, der Summe nach, das größte ist, sondern auch unter den Kräften die es hervorgebracht, die größte Harmonie statt findet.

Ich behalte es mir vor, die genauere Entwicklung dieser Theorie und ihrer Fruchtbarkeit in der Sittenlehre, in einem größern Werke weitläufiger auseinander zu setzen; das wenige Angeführte scheint mir doch hinreichend zu beweisen, daß es für das menschliche Geschlecht nur einen allgemeinen Weg giebt, auf welchem es zu seiner höchsten Glückseligkeit gelangen kann; und daß dieser, in einer proportionirten Bearbeitung und Erweiterung seiner Fähigkeiten, Neigungen und Kräfte bestehet. Und wie ich bereits gesagt

habe, wenn dieses ist, so dürfen wir uns nicht lange nach der allgemeinen objektivischen Regel, in Ansehung der Haltung für den Künstler, umsehen; sie ist die Regel der höchsten Glückseligkeit. — Er suche das Verhältniß unter der Mannigfaltigkeit in seinem Werke demjenigen gleich zu machen, welches die Bestimmung des Menschen heischt; den Vorwürfen solcher Neigungen, welche an der höchsten Glückseligkeit den größten Antheil haben, gebe er die größte Wirkung im Ganzen, das stärkste Licht und den lebhaftesten Ausdruck; die Vorwürfe minder erheblicher Neigungen lasse er einen geringern Antheil an der Hauptwirkung haben, er gebe ihnen eine größere Entfernung und ein schwächeres Licht. Nach eben diesem Maaßstabe bestimme er die ganze Unterordnung und das Intresse aller einzelnen Stücke in der Mannigfaltigkeit. Und so wird er der Meister eines Werks werden, das einen objektivischen innern Werth enthält, und das eben so wenig von der Verschieden-

heit

heit subjektivischer Erkenntniß abhängig ist, so wenig das Ideal der Tugend an und für sich, der mindesten Abwechselung unterworfen ist, weil sie bisweilen von ganzen Völkerschaften, von ganzen Jahrhunderten, verkennt wird. Tugend und Schönheit sind ein Paar Säulen, die der Schöpfer zur Stütze menschlicher Glückseligkeit errichtet hat, und wenn auch das ganze Geschlecht so ausartete, daß Laster und verdorbener Geschmack es ganz überschwemten, so bleiben jene doch unerschüttert, gleich wie die Sonne, wenn trübe Wolken ihrer Strahlen die Erde berauben, dessen nicht achtend, ihr Licht behält, und unbekümmert ihren Weg fortwandelt, einst zertheilt sich doch das Gewölk, und ihr Glanz bricht ungeändert hervor. — Es versteht sich ohne mein Erinnern, daß ich bisher bloß vom Ideal der Schönheit gesprochen, und daß dieses von Menschen eben so wenig erreicht werden kann, als das Ideal der Tugend selbst; genug daß wir nur das Muster der

höchsten Vollkommenheit vor uns haben, um uns und unsere Werke darnach zu bilden. Laßt uns streben, so viel als möglich es zu erreichen: wer von uns ihm am nächsten kömmt, wird beziehungsweise der Tugendhafteste seyn, beziehungsweise den vollkommensten Geschmack haben.

Nach dieser Theorie läßt sich der Zweifel leicht aufheben, ob die Sittlichkeit einen Einfluß auf den guten Geschmack hat? Es ergiebt sich von selbst, daß sie, wegen des wichtigsten Stücks beym Geschmack, der Haltung, in einander fallen: denn ist einmal in der Oekonomie der Seele eine solche Ordnung eingeführt, daß jeder ihrer Bestandtheile diejenige Kultur empfängt, die ihm als Moment der Glückseligkeit gebührt, — und nichts anders ist doch Sittlichkeit, — so werden auch die verschiedenen Eindrücke des Mannigfaltigen in Kunstwerken, gerade die Lebhaftigkeit in der Seele haben, die ihrem Range in der Glückseligkeit an angemessensten

ist. Stimmt nun die Haltung des Werks mit diesem Verhältnisse überein, so wird dessen Anschauung Lust gewähren, und seine Vollkommenheit in der Erscheinung, als Schönheit erkannt werden; ist sie aber demselben zuwider, machen z. B. geringe Momente der Glückseligkeit Haupttheile im Ganzen aus, und sind wichtigere, als Nebentheile angebracht, so muß nothwendig in der Seele, wegen der Dißharmonie, die Empfindung der Unlust entstehen, deren objektivische Ursache in der Erscheinung, Häßlichkeit ist. Die Anwendung auf die entgegengesetzte Beschaffenheit, auf die Unsittlichkeit, hat keine Schwierigkeit; bey dieser findet sich die Kultur der Neigungen und Kräfte in einem unrichtigen Verhältnisse mit dem Grade ihres Antheils an der höchsten Glückseligkeit; daher müssen die Vorwürfe in der Mannigfaltigkeit eines Kunstwerks, wenn es in einem unsittlichen Gemüthe Empfindung der Schönheit hervorbringen soll, gleichfalls eine solche Haltung haben,

die dem subjektivischen Verhältnisse unter dessen Neigungen entspricht, folglich dem objektivischen zur höchsten Glückseligkeit erfoderlichen, gerade zuwider ist. **Der verdorbene Geschmack ist der nächste Verwandte von der Verderbniß der Sitten.**

Aber wohl verstanden, ich will keinesweges sagen, daß je moralisch besser ein Mensch ist, er deswegen ein desto größerer Künstler oder Kunstverständiger seyn muß, oder daß ein sittliches Volk deswegen die schönsten Statuen haben muß. Der Einfluß zwischen Geschmack und Sittlichkeit, erstreckt sich nur auf die Fähigkeiten überhaupt, die zu einem jeden von diesen erfodert werden, nicht auf ihre bestimmte Anwendung auf einen dieser Gegenstände. Es ist einmal so mit den Eigenschaften unserer Seele, daß die Anwendung einer und derselben Kraft auf gewisse Gegenstände mit mehr Leichtigkeit und Fertigkeit geschiehet, als auf andere. Nicht alle Menschen von Einbildungskraft sind zur Anwendung derselben

auf alle Vorwürfe dieser Kraft, in gleichem Grade aufgelegt: so wie jedes Gedächtniß seine eigene Dinge hat, zu deren Umfassung es am geschicktesten ist. Der beste Mineraliensammler kann ein sehr schlechter Kräutersammler seyn, und der größte Sprachkündiger kann vielleicht zu beyden Arten von Kenntnissen untauglich seyn, ungeachtet es eben dieselbe Fähigkeit ist, die zu allen dreyen erfodert wird. Die Ursache ist, theils die Gewohnheit, welche den Umgang mit einer gewissen Art von Gegenständen dadurch erleichtert, daß sie den dunkeln mit diesen Gegenständen vergesellschafteten Begriffen eine grössere Fertigkeit mittheilt, die deutlichen Hauptideen zu unterstützen; theils die Vorstellung der Vollkommenheit in der Anwendung der Kraft, welche die einzige wirksame Triebfeder ist, sie in Thätigkeit zu setzen, und die aus mancherley Ursachen, in der Beschäftigung mit einer Art Gegenstände größer seyn kann, als mit einer andern. So ist es auch in un-

serm Falle; die subjektivische Fertigkeit, die Kräfte und Neigungen immer in einem gehörigen Verhältnisse auszuüben, befördert allerdings das Vermögen, die Schönheit zu erkennen und zu beurtheilen, da sie ebenfalls eine unumgängliche Bedingung dieses Vermögens ist; allein zur thätigen Anwendung der Kräfte überhaupt auf Schönheitsvorwürfe, müssen noch andere Umstände hinzukommen, Umstände, welche die Seele vorzüglich bestimmen, auf Gegenstände des Geschmacks ihre Kräfte zu üben, und besonders nach der Lust, die aus der Art von Vorstellung sinnlicher Vollkommenheit entspringt, zu streben. Ich halte mich abermals bey der genauen Zergliederung dieser Umstände nicht auf, und überlasse sie den praktischen Weltweisen. Es ist ihre Sache, zu zeigen, wie in der Erziehung, durch Beyspiele, Aufmuntrungen, Belohnungen u. s. w. dem Urtriebe der menschlichen Seele eine solche Wendung gegeben werden muß, daß diese die Schönheit vorzüglich zum Vorwurfe der Thä-

tig-

tigkeit ihrer Kräfte wählt, und daß die Vollkommenheit *in* der Erscheinung einen lebhaften Eindruck auf ihre Vorstellung hervorbringt.

Ich glaube nunmehr die vorzüglichsten Eigenschaften genugsam auseinander gesetzt zu haben, deren Bildung und verhältnißmäßige Erweiterung der gute Geschmack erfodert. Sie laufen auf diese drey hinaus, Vernunft, Einbildungskraft und Haltungsgefühl, so wie das Wesen der Schönheit, des Geschmacksgegenstands, aus diesen drey Eigenschaften zusammengesetzt ist, als Einheit, Mannigfaltigkeit und Haltung. Ich wiederhole es aber noch einmal, die übrigen Seelenfähigkeiten, der Witz, der Scharfsinn, die Begierde nach dem Neuen, und das ganze übrige Heer von Kräften, Neigungen und Empfindungen, sind nicht desto weniger zum guten Geschmacke nothwendig, eben so, als ihre Vorwürfe, Aehnlichkeit, Kontrast, Neuheit u. s. w. zur Schönheit erfodert werden; allein mit dem Unterschied, daß diese

zwar unmittelbar zur Materie und deren Erkenntniß unentbehrlich sind, welche der Schönheit und dem Geschmacke, d. i. der Form und ihrer Erkenntniß, voraus gehen muß; so bald aber diese einmal vorausgesetzt wird, so ist der Einfluß aller übrigen Fähigkeiten auf die eigentliche Form, auf die Schönheit und ihre Erkenntniß, nur mittelbar, in so fern sie mit den drey erwehnten Haupteigenschaften, der Vernunft, der Einbildungskraft, und dem Haltungsgefühle verknüpft sind, und sie befördern; da diese hingegen die unmittelbar zur bloßen Formerkenntniß nothwendigen Fähigkeiten ausmachen, ohne welche keine Vorstellung von Schönheit sich gedenken läßt. Nachdem nun eine von diesen Eigenschaften in der Seele, oder einer ihrer Vorwürfe in dem Kunstwerke, vor den beyden übrigen besonders hervorsticht, darnach wird von der einen Seite die Schönheit, und von der andern Seite der Geschmack einen eigenthümlichen Karakter erlangen, welcher

durch

durch die verschiedene Benennungen, die man ihm gewöhnlich beylegt, bezeichnet wird. Wenn z. B. die Einbildungskraft die hervorstechendste unter den übrigen Fähigkeiten ist, so entstehet der ausgebreitete Geschmack (gustus extensus), der viele Schönheiten und Häßlichkeiten in einem Kunstwerke zu entdecken, und zu umfassen im Stande ist; das herrschende Haltungsgefühl macht den gesunden und richtigen Geschmack (sapor non corruptus non publicus); aus dem verstärkten Haltungsgefühl, verbunden mit einem großen Grad Vernunft, entspringt der feine Geschmack (gustus delicatus), vermittelst welchem, die verborgensten Schönheiten und Häßlichkeiten empfunden werden, u. s. f. Zum großen Griechschen Geschmacke hingegen wird der verhältnißmäßige starke Grad aller dreyen Fähigkeiten erfodert. Eben so lassen sich die entgegengesetzten Beschaffenheiten des Geschmacks, dessen verschiedene Ausartungen, leichte bestimmen; nach dem nemlich eine von den drey Fähigkeiten einen

zu

zu schwachen Grad von Ausdehnung hat, oder von verdorbener Beschaffenheit ist, darnach wird der Geschmack, ein eingeschränkter, kleiner, kindischer, verdorbener, kranker, u. s. w. werden. Wer übrigens eben diese Verschiedenheit unter den herrschenden Fähigkeiten, in den Schönheitsvorwürfen selbst untersuchen will, der darf nur die Werke Sophokles, Shakespears, Corneillens und des Schauspieldichters Gottscheds gegen einander vergleichen. —

Aus dem vorhergehenden folgt nunmehr, daß der Geschmack zweyer Subjekte, entweder nach einem zwiefachen Verhältnisse, der Vernunft und der Einbildungskraft, geschätzt werden muß, und zwar der Vernunft schlechtweg, der Einbildungskraft aber, wie oben bewiesen worden, in einer gewissen Potenz, eben so wie bey der Schönheit das Verhältniß der Mannigfaltigkeit nach einer gewissen Potenz bestimmt werden muß; oder da, wie ich gezeigt habe, die Ursache, daß die Mannigfaltigkeit

tigkeit mehr zur Schönheit beyträgt, als die Einheit, in der Haltung liegt, welche mit jener verbunden ist: so können wir vielmehr von der Schönheit sagen, sie verhalte sich schlechtweg in einem dreyfachen Verhältnisse, der Einheit, Mannigfaltigkeit und der Haltung, und folglich der Geschmack gleichfalls schlechtweg, wie die Vernunft, die Einbildungskraft und das Haltungsgefühl.

Und so glaube ich, ist die Beantwortung der Frage: was ist dasjenige, das macht, daß bey einigen Nationen der gute Geschmack blühet, und bey andern keine Spuren davon anzutreffen sind? bey einigen sich erhält, bey andern der Abwechselung unterworfen ist? wenigen Schwierigkeiten ausgesetzt; es ist eben dasjenige, was diese Verschiedenheit bey einzelnen Menschen hervorbringt. Alles, was bey einem Volke der Kultur der drey erwehnten Fähigkeiten beförderlich ist, und sie zur Anwendung auf Gegenstände der Schönheit lenkt, enthält zugleich den Grund zum

Wachs-

Wachsthum, zur Ausbreitung und zur Erhaltung des guten Geschmacks unter demselben; und so umgekehrt, je mehr Hinderniß die Verfassung eines Landes der Bearbeitung dieser Fähigkeiten, und ihrer Uebung in Schönheitsgegenständen, in Weg legt, desto weniger wird der gute Geschmack auf dessen Boden fortkommen, und wenn er einmal zu blühen angefangen, muß er gar bald wiederum verblühen, oder in Ausartung gerathen. Laßt uns nunmehr die vornehmsten Umstände erwegen, welche bey ganzen Völkerschaften, auf die zum Geschmack erfoderlichen Fähigkeiten, von besonderm Einflusse sind.

Erstlich, die Freyheit im Denken. Je weiter der Wirkungskreis ist, den die Seele bey der Ausübung einer Kraft vor sich siehet, desto größer ist die Lust, die das Wirken ihr gewährt, desto mehr strengt sie sich an, um immer weiter vorwärts zu kommen. Jeder Anblick einer Gränze hingegen macht sie niedergeschlagen und muthlos; die Vorstellung

der

der Schranken, die bey der Wirksamkeit sich ihr darbieten, vergällt die angenehme Empfindung, die ihr aus dem innern Bewustseyn ihrer Vervollkommung erwächst. Sie verläßt alsdenn auf dem Schauplatze ihrer Thätigkeit die Gegend ganz und gar, wo sie die Umzäumung so nahe vor Augen hat, und wählt sich lieber eine andere, wo sie die meiste Freyheit hat, und die Schranken am entferntsten von ihr abstehen. Dieß gilt von ihren Vernunftbeschäftigungen, so wie von jeder andern Uebung ihrer Fähigkeit. Das Land, in dem es Gedanken giebt, deren Aeusserung man mit dem Scheiterhaufen oder der Folter büßen muß, wird selten ein Genie hervorbringen, das selbst in dem erlaubten Gebiethe der Vernunft sich besonders hervorthut. Da nun die Vernunft einen so großen Antheil an dem guten Geschmacke hat, so siehet man leicht, warum die Freyheit im Denken, auf dessen Kultur gleichfalls einen so großen Einfluß haben muß. Dieß scheint im

Gan-

Ganzen sich ungemein zu bestätigen; je entfesselter der menschliche Geist in einem Lande ist, wenn sonst wegen andern Umständen keine Hindernisse da sind, desto blühender sind in ihm Künste und Wissenschaften. Man darf nur einen Vergleich zwischen den orthodoxen katolischen und den protestantischen Ländern anstellen. Spanien soll, wie Dûbos bemerkt, ob es gleich von je her freygebige Könige hatte, die zugleich Liebhaber der Künste waren, dennoch keinen Künstler vom ersten Range aufzuweisen haben. Was Wunder? da, wo der heilige Büttel der menschlichen Vernunft, das Genie keinen Schritt weit außer Augen läßt, wie kann dieses da einen freyen Flug wagen! Welche Herzhaftigkeit gehört dazu, ohne zu zagen, und jeden Tritt abzumessen, über einen halb gefrornen Strohm dahin zu gehen, wenn bey einem jeden, die Gefahr unter zu sinken, vor Augen schwebt!

Zweytens die Religion. So sehr auch manche der Vernunft Gewalt anthut, so lei-

sten sie doch alle der erheblichern Eigenschaft des Geschmacks, der Einbildungskraft, Vorschub, und zwar in umgekehrtem Verhältnisse ihrer Verträglichkeit mit der Vernunft. Die natürliche Religion giebt uns von der Gottheit nichts als einen abgezogenen Begriff, ein vollkommenstes Wesen mit den vollkommensten Eigenschaften, und es gehört nothwendig zu dessen höchster Vollkommenheit, daß es nicht fähig ist, sinnlich vorgestellt zu werden; in das Gebieth der Einbildungskraft aber gehören bloß bildliche Gegenstände, daher muß die mindeste Nüance von Einbildung, die sich in den Begriff mit einmischt, ihn nicht nur verunreinigen, sondern gänzlich aufheben. Jede geoffenbarte Religion hingegen, die von der natürlichen sich entfernt, bringt nach dem Grade dieser Entfernung, in unsern Begriff von der Gottheit, Sinnlichkeit: denn nichts anders wird doch unter einer solchen Offenbarung Gottes verstanden, als dessen Bekanntmachung seines Wesens oder seines Willens, durch ihm eigene

sinnliche Organe. Er muß reden, sich zeigen, mit uns sympatisiren, wie wir lieben, hassen, sich erzürnen u. s. w. Hier hat die Einbildungskraft ein unübersehliches Feld zur Uebung. Ein Jupiter, dem sie alle unsere Leidenschaften und Empfindungen andichten, und verbunden mit einer uneingeschränkten Macht andichten kann, der mit der Bewegung seiner Augenwimpern, den ganzen Olimpus erschüttert, der Menschen aus Nichts hervorruft, in Nichts zurück stößt, oder in andere Geschöpfe verwandelt, der Liebeshändel macht, Völker mit einander vereinigt und Zwietracht unter ihnen stiftet, und das alles nach menschlicher Weise, nicht allein, sondern durch Gehülfen und Untergeordenten es verrichtet, Boten schickt, Rathsversammlungen hält, und Gastereyen giebt; welch ein fruchtbarer Gegenstand ist dieser für die schöpferische Einbildung! — Wenn nun alles dieses das Gemüth nicht als ein bloßes Spiel des Witzes betrachtet, sondern als Heiligthümer verehrt, von denen, ewige Glückseligkeit und Verdammniß abhängt,

hängt, so muß es nothwendig dadurch in ein Enthusiasmus versetzt werden, der dem Genie jene göttlichen Flügel ertheilt, womit es weit über menschliche Sphären sich hinaus zu schwingen vermag.

Drittens die Sittlichkeit. Ich habe schon oben gezeigt, von welchem Einfluß die Moralität auf den Geschmack bey einzelnen Menschen ist, und zwar wegen des zur Haltung erfoderlichen Gefühls. Bey ganzen Völkerschaften ist dieser Einfluß noch erheblicher, indem je sittlicher ein Volk ist, in einem desto größern Grad herrscht bey ihm die Geselligkeit: auch sind die zur Aufrechthaltung der Gesellschaft erfoderlichen Neigungen unter ihm desto allgemeiner; und die Gegenstände eben dieser Neigungen sind es vorzüglich, die den fruchtbarsten Stoff für Künste und Wissenschaften enthalten. Zwar ist Schönheit eine Eigenschaft der Form, die ohne Unterschied auf jede Mannigfaltigkeit sich erstreckt, in welcher Uebereinstimmung zur Einheit vor-

handen ist. Gleichwohl da der Mensch im Ganzen mehr empfindendes als bloß denkendes Wesen ist, so will er auch, daß die Gegenstände, die ihm Lust gewähren, das ist, die in ihm das Gefühl seines Lebens verstärken, mit dem größten Theil seines Selbsts, mit seinen Neigungen und Empfindungen, in einer größern Verwandschaft stehen, als mit seinen bloß deutlichen Erkenntnissen. Dem Grade nach, vermehrt freylich die Anstrengung der Vernunft das Bewustseyn der innern Vollkommenheit am meisten, aber nicht nach der Menge von Bestandtheilen der Seele. Die verborgenste und feinste mathematische Wahrheit schränkt sich ganz auf das Abziehungs- und Absonderungsvermögen der Seele ein; sie steht mit keiner Neigung, mit keiner Begierde, mit keiner Gemüthsbeschaffenheit in einer Verbindung, und eben daher sind auch Beschäftigungen dieser Art ermüdend. Nicht so das Bewustseyn der innern Vollkommenheit, das aus den Gegenständen

der

der Neigungen entspringt; diese sind vielmehr erholend als mühsam. Nach vorhergegangener Muße überschütten sie das Gemüth mit einem erquickenden Gefühle, und nach den beschwerlichen Arbeiten der höheren Seelenkräfte, macht ihre Beschäftigung den sanftesten und behaglichsten Uebergang zur völligen Ruhe aus. Denn sie, die Neigungen, sind nicht ausschließend, nicht von einander abgesondert, sondern vielmehr ausbreitend, jede von ihnen steht mit einer Menge anderer in einer genauen Verknüpfung; daher schränkt die Thätigkeit, welche der Gegenstand einer Neigung hervorbringt, sich nicht bloß auf diese einzige ein, sondern sie verbreitet sich auf mehrere, nachdem sie unter einander mehr oder weniger verwandt sind. Mit der Erschütterung einer einzigen werden alle mit ihr gleichtönende in Bewegung gesetzt, und so entsteht, ein abwechselndes Spiel unter verschiedenen Saiten in der Seele, das ihr Selbstgefühl ungemein erhöhet, und die Realität

ihres Daseyns auf die sanfteste Weise sie empfinden läßt.

Nichts anders verstehn die Gesetzgeber des Geschmacks unter dem Begriffe Interesse, als eben diese Verknüpfung zwischen einer Neigung und mehrere. Dem Kunstwerke, das übrigens den Erfodernissen der Schönheit an vollkommensten Genüge leistet, fehlt dennoch ein wesentliches Ingredienz um zu gefallen, wenn es nicht genugsam interessant ist, d. i. wenn die Mannigfaltigkeit oder die Einheit des Ganzen solche Neigungen zum Gegenstande haben, die nur mit wenigen andern in Verbindung stehen, und nachdem die Hauptneigungen, die durch das Werk erweckt werden, mehr oder weniger gleichstimmige in der Seele antreffen, die sich mit ihnen harmonisch bewegen, darnach ist das Interesse, und folglich der Werth der Schönheit, größer oder kleiner.

Und gerade sind die Neigungen, welche auf die Aufrechthaltung der Gesellschaft an

meisten abzielen, diejenigen, welche unter der übrigen ganzen Menge den größten Anhang haben. Die eigennützigern sind immer isolirter und weniger unter einander verkettet, je weniger allgemein ihr Vorwurf ist, je eingeschränkter ihre Beziehung auf unser eigenes Selbst ist. Das herrschende Verlangen nach dem gröbern sinnlichen Kützel, steht fast mit keinem Gegenstande in einer Verbindung, als mit demjenigen, der zu dessen Befriedigung bestimmt ist. Keine der edlern Neigungen und Gefühle werden unmittelbar dadurch in Bewegung gesetzt. Die Lüsternheit des Schwelgers nach dem berauschendem Weine, oder des Ueppigen nach dem Gegenstande seines physischen Genusses, hat weder mit der Ehre noch mit der Ruhmgierde, weder mit der Großmuth und Tapferkeit, noch mit der Freygebigkeit und dem Wohlwollen was zu schaffen. Beym Geiz ist das Ausschließende anderer Gefühle beynahe eine nothwendige Bedingung; denn die Befriedigungen dieser erfo-

dern oft Aufopferungen, und Verachtung des Abgottes, den der Elende anbetet. Die unangenehmen feindseligen Leidenschaften, der Haß, der Zorn, die Rachgierde, der Neid, unterdrücken die übrigen sanften Neigungen, nicht nur wegen ihrer Unverträglichkeit mit ihnen, sondern auch wegen ihres ungestümen Wesens, und des unzufriedenen mißlichen Zustandes, in welchen sie die Seele versetzen. Betrachten wir dagegen den Adel der menschlichen Gefühle, das Wohlwollen gegen andere, das Mitleiden in ihrem Unglücke, die Großmuth, die Liebe für das Vaterland, die väterliche und kindliche Liebe u. s. w. welche ausgebreitete Zweige hat jedes von diesen über die ganze Oekonomie der Seele! Jeder Bestandtheil in uns, durch welchen Vollkommenheit gewirkt werden kann, wird zur Thätigkeit aufgefodert, um sie in dem äußern Gegenstande zu befördern; wer für das Vaterland empfindet, wendet bald seine Tapferkeit an, um es zu beschützen, bald seine höhere

here Geisteskräfte, um es mit Erfindungen zu bereichern, bald sein Vermögen, um seiner Mitbürger Glückseligkeit festzusetzen. Das Mitleiden läßt keine Saite im ganzen Menschen unerschüttert, deren Bewegungen etwas beytragen können, das Unglück von dem Elenden zu entfernen, oder es ihm zu erleichtern; und Wohlwollen und Liebe überhaupt, was sind sie anders, als die Lust über die Vollkommenheit anderer? Und sind wir nicht von allen Seiten thätig, um das zu bewerkstelligen, was uns Lust gewährt? — So, sind die geselligen Neigungen zugleich diejenigen, welche unsere Thätigkeit an meisten, und auf die mannigfaltigste Weise in Bewegung setzen, das innere Gefühl unsers Daseyns am sanftesten uns empfinden lassen; diejenigen also, die uns an stärksten an sich ziehen, und für Dichter und Künstler die interessantesten Gegenstände sind, aus welchen sie das Mannigfaltige in ihren Werken zusammensetzen, auf welche sie es koncentriren müssen.

Wenn man bedenkt, daß die feinern Sinne, das Gesicht und das Gehör, die einzigen Organe sind, durch welche wir den Karakter, die Bedürfnisse und den ganzen innern Zustand des Nebenmenschen erkennen; durch die gröbern hingegen, den Geruch, den Geschmack, das Gefühl, nichts als die Veränderung unsers eigenen Zustands, in so fern sie von einem äußern Körper gewirkt wird, erfahren, so kann man aus der vorhergehenden Untersuchung leicht die Ursache einsehen, warum die ersten zugleich die einzigen sind, über deren Gegenstände das Gebieth der Schönheit sich erstreckt, aus welchem die Gegenstände der letzten gänzlich ausgeschlossen sind. Es fehlt nemlich der Vorstellung dieser an Interesse, wenn solches in der angegebenen Bedeutung genommen wird. Auch läßt sich hieraus erklären, warum der Eckel, nicht so wie eine andere unangenehme Empfindung, deren Vermischung sonst zur Verstärkung einer angenehmen so vieles beyträgt, bey

 der

der Schönheit, als ein solches Ingredienz gebraucht werden kann. Dieser beziehet sich bloß auf Gegenstände der niedrigen Sinne, die ganz außer dem Bezirke des guten Geschmacks liegen. *) Daher rührt es auch vielleicht, daß bloß körperliche Vergnügungen so unschickliche Gegenstände für die schönen Künste und Wissenschaften überhaupt sind; als unschicklich es vor dem Schauspieldichter wäre, sich der Vorstellung des bloß körperlichen

*) Ich schließe den Eckel nur als das Ingredienz einer vermischten Empfindung von der Schönheit aus; ich bin aber so weit entfernt zu glauben, der Dichter könne sich dessen nicht bedienen, wenn seine Absicht bloß ist, Abscheu für einen Gegenstand zu erregen, als ich es von Burkes Meynung (*) bin, daß der Eckel sich mit dem Erhabenen vertragen, und so gar seine Wirkung verstärken kann. Nichts scheint mir von entgegengesetzterer Natur zu seyn, als der Eckel und das Erhabene. Dieses

(*) Untersuchung vom Schönen und Erhabenen, S. 136.

lichen Schmerzes zu bedienen, um jene sanfte theatralische Empfindung, das Mitleiden, dadurch zu erwecken.

Da die Wirkung des bloß körperlichen Schmerzes auf der Bühne, in den neuern Zeiten, ein so wichtiger Gegenstand der Untersuchung verschiedener Kunstrichter geworden

den

ses besteht in der Anschauung eines unendlichen Stoffs zur Thätigkeit, verbunden mit dem innern Gefühl unsers Unvermögens, denselben ganz zu umfassen. Daher ist die Empfindung, die es erregt, das süße Erstaunen, eine zusammengesetzte, aus der Lust, über die Fruchtbarkeit des Vorwurfs, der die Seele mit allen ihren Kräften an sich ziehet und zur Thätigkeit auffodert, und der Unlust, über den Anblick der subjektivischen Gränzen. Dasjenige also, was die Empfindung des Erhabenen verstärken soll, muß entweder die Lust oder die Unlust vergrößern, folglich entweder die Vollkommenheiten des Vorwurfs vermehren, oder die Schranken des Subjekts verengern. Jede Unvollkommenheit hingegen die

von

den ist; so erlaube man, daß ich mich bey dessen Betrachtung etwas verweile, indem sie mir über die vorgetragene Lehre von dem Interesse einiges Licht zu verbreiten scheint. Wenn ich den körperlichen Schmerz für keinen schicklichen Gegenstand halte, jene süßbittere Empfindung des Mitleids, in uns zu erwecken,

von Seiten des Vorwurfs hinzukömmt, muß nothwendig dessen Anzüglichkeit vermindern, und in so fern den Trieb der Seele, auf ihn ihre Thätigkeit anzuwenden, erschlaffen. Und von keiner unangenehmen Empfindung gilt dieses mehr, als vom Eckel; denn jede andere ist wenigstens mit einem geringen Grad von Lust untermischt, der aus der subjektivischen Erkenntniß derselben entspringt: allein dem Eckel ist es eigen, selbst in der Vorstellung, die widrige Empfindung des Abscheues zu erregen. Der Anblick des Eckelhaften scheucht die Seele vom Gegenstand zurück, und macht, daß sie willig dessen anderseitigen Vollkommenheiten entsagt, in deren Anschauung sie sonst eine Quelle von Lust empfunden hätte.

wecken, so behaupte ich dadurch keineswegees, daß dessen Anschauung unser Gemüth in Ruhe läßt, oder dessen Vorstellung auf dem Schauplatze, unser Gefühl nicht ganz in Erschütterung setzt. Man muß Mitleiden von Sympatie unterscheiden. Diese besteht in einem starken Grad von Versetzung in den Zustand des Vorwurfs, wobey wir auf einige Zeit, unsers eigenen Selbsts gänzlich vergessen, und in eine betäubende Empfindung, gleich dem leidenden Gegenstand, gerathen. Wer diese Wirkung dem körperlichen Schmerz absprechen will, muß noch nie Augenzeuge dieser Qual bey seiner Geliebten, oder bey seinem theuren Freunde gewesen seyn. Allein dieß ist nicht der Fall beym Mitleiden; dieses erstreckt sich nie auf das Unglück an und für sich, oder in Beziehung auf uns, sondern immer in Beziehung auf den äußern Vorwurf, und auf seine Vollkommenheiten, die dadurch leiden; hier wird so gar eine genaue Unterscheidung unsers eigenen Zustands von dem

Zu-

Zustande des leidenden Gegenstands, erfodert; hier findet keine Versetzung statt, diese würde das Wesen des Mitleidens aufheben, sie würde das Angenehme in der Empfindung vernichten. Daher wenn ich gleich vollkommen der Smithschen Meynung bin, daß körperliche Schmerzen keine schickliche Gegenstände zu theatralischen Vorstellungen sind, so bin ich es doch nicht aus Smithschen Gründen. „Der körperliche Schmerz, sagt er, *) „wird gar bald vergessen, den Augenblick, „da er vorbey ist, ist auch alle Pein vor„über, die er verursacht; ein unbehutsames „Wort von einem Freund hingegen verur„sacht eine weit dauerhaftere Kränkung. „Das Wort verschwindet, der Verdruß aber, „den es uns gemacht, bleibt.“ Das Unrichtige dieses Unterschieds ist in die Augen fallend, und die Parallel schielend. Das kränkende Wort des Freundes, als die Ursache der Unlust

*) Theorie der moralischen Empfindungen, S. 61.

lust im letzten Falle, muß nicht mit dem körperlichen Schmerze des ersten Falles, sondern ebenfalls mit der Ursache, die ihn hervorgebracht, mit dem Eisen, das die Wunde gemacht, verglichen werden, und alsdann ist der Erfolg in der That einerley. Das Eisen wird vom Körper entfernt, und der Schmerz bleibt dennoch zurück, das Wort verschwindet, und der Verdruß bleibt in uns. In beyden Fällen ist die Unlust bloß die Folge der in uns erweckten Vorstellung von Unvollkommenheit; hier, von Seiten der Seele, da, von Seiten des Körpers, und so lange diese in uns vorhanden ist, dauert auch jene. Die Trennung des Stätigen wird gehoben, meine Wunde wird geheilt, und der Schmerz hört auf; mein Freund bittet mich um Verzeihung, zeigt mir meinen falschen Argwohn, thut von neuen seine gütige Gesinnungen gegen mich dar, und meine Unlust hört gleichfalls auf. Hier ist nicht die mindeste Verschiedenheit. „Die körperlichen Schmerzen, sagt der englische

sche Weltweise ferner *), „erwecken entwe-
„der gar keine Sympatie oder doch nur in
„solchem Grade, der mit der Heftigkeit,
„worin der Leidende sie fühlt, gar keine
„Proportion hat. Mit den Leidenschaften,
„die aus der Einbildungskraft entspringen,
„verhält es sich anders. — Meine Einbil-
„dung ist viel geschwinder; sie nimmt viel
„leichter, wenn ich so reden darf, die Ge-
„stalt und Figur derer an, mit denen ich
„umgehe. Ein Unglück, das den Verlieb-
„ten oder Ehrgeizigen trifft, wird daher
„weit mehr Sympatie erwecken, als das
„größte körperliche Uebel.“ Wäre dieses,
so müßten wir viel lieber Augenzeugen des
letztern als des erstern seyn wollen; wenig-
stens müßte das Anschauen körperlicher Lei-
den weit weniger Unlust und Abscheu in
uns erregen, als das Anschauen der Leiden,
die aus der Seele ihren Ursprung nehmen;
aber

*) Eben daselbst, S. 57.

aber die Erfahrung sagt das Gegentheil. Ich berufe mich auf die Empfindung eines jeden. Wer kann den Anblick eines Engbrüstigen, der alle seine Kräfte anstrengen muß, um ein wenig Luft zu erhaschen, eines in Zuckungen liegenden oder eines an Steinschmerzen leidenden, ich will nicht sagen leidlich, wer kann ihn erträglich finden? Wer wünscht sich nicht fern von einer solchen Scene, so bald er nichts, als einen müßigen Zuschauer dabey abgeben soll, ohne Etwas zur Erleichterung des Elenden beytragen zu können? — Ein Lerm, der auf der Strasse zwischen zwey Zankenden sich erhebt, reißt uns ans Fenster; und je heftiger der Ausdruck ihrer Affekten ist, desto mehr Reiz hat das Schauspiel für uns. Hingegen ein Kind, das gegen uns über, allein auf einer Anhöhe steht, scheucht uns in einer schwindlichten Unruhe vom Fenster weg, und eine beklemmende Bangigkeit überfällt unsere Brust. Der plötzliche Anblick eines Menschen, welcher eben unter einen

Wagen kömmt, der in einem Augenblick sein Gebein zerschmettern wird, macht, wenn wir dem Unglücklichen nicht zu Hülfe eilen können, daß wir ein Geschrey erheben, und unsere Augen wegwenden, oder versteinert stehn bleiben. Alles dieses ist doch wenig Zeichen eines zu schwachen Leidens bey dem Anschauen körperlicher Schmerzen; im Gegentheil scheint daraus vielmehr zu folgen, daß die Sympatie mit körperlichem Leiden, weit heftiger seyn, und reinere Unlust enthalten muß, als die Sympatie, die aus bloßen Seelenkränkungen entspringt.

Und so ist es auch, die körperlichen Schmerzen erwecken in dem Gemüthe des Zuschauers eine unangenehme Empfindung, die der Empfindung des Leidenden sehr nahe kömmt, heftig, voller Bitterkeit und fast unvermischt mit Lust. Und daher können sie unter den Gegenständen, die theatralische Leidenschaften erregen sollen, keinen Platz finden. Die süße Empfindung des Mitleidens, nach

der wir uns in der Vorstellung so sehr drengen, ist, wie bekannt, zusammengesetzt aus der Unlust über das Unglück des Leidenden, und der Lust über die Vorstellung seiner Vollkommenheiten, die dadurch in uns rege gemacht wird. Denn Lust gewährt alles, was unsere Kräfte in Thätigkeit setzt, und das innere Gefühl unserer Realität in uns hebt. Und dieß thut jede Vorstellung einer Vollkommenheit, durch diese wird immer eine thätige Kraft in uns rege, sie zu umfassen oder auch selbst hervorzubringen. Je mannigfaltiger die Vollkommenheiten sind, und je lebhafter die Vorstellung ist, desto mannigfaltigere Kräfte werden in uns erweckt, in ein desto lebhafteres Spiel werden sie gesetzt, desto stärker wird das innere Gefühl unserer Realität, desto größer muß die Lust seyn. Jede Verneinung hebt eine Vollkommenheit auf, und beraubt die Seele eines Gegenstands ihrer Thätigkeit. Je mannigfaltiger und lebhafter die Vorstellung davon ist, desto größer ist die

Hin-

Hinderniß, die sie unsern emporstrebenden Kräften nach Realitäten, in Weg legt, desto enger werden die Schranken unsers innern Gefühls, desto größer wird also die Unlust. Beym Mitleiden kömmt beydes zusammen; von der einen Seite, werden die Seelenkräfte durch das Unglück gereizt, die Vollkommenheiten des Gegenstands, die dadurch in Gefahr kommen, sich vorzustellen, und von der andern Seite durch eben dieses Unglück, als durch eine Verneinung, an ihre völlige Emporstrebung gehindert. Daher entsteht die aus Annehmlichkeit und Unannehmlichkeit vermischte Empfindung in der Seele, aus dem Reize zur Thätigkeit, und aus der Wahrnehmung der Schwierigkeit, die der Thätigkeit Widerstand leistet. Daraus folgt, daß, wenn die Empfindung vermischt seyn soll, zwischen beyden Umständen ein schickliches Verhältniß statt finden muß. Die Vollkommenheiten dürfen in Ansehung der Schwierigkeit nicht zu groß, noch darf die Schwierigkeit in Ansehung

der Vollkommenheiten unüberwindlich seyn. Wenn die Vollkommenheiten so mannigfaltig und wichtig sind, daß das Unglück sie gar nicht oder nur wenig hindert, so entsteht in dem Gemüthe des Zuschauers entweder eine reine angenehme Empfindung; oder er bleibt gänzlich in dem Zustand der Gleichgültigkeit, da es ihm an dem Reize fehlt, der seine Kräfte zur Vorstellung dieser Vollkommenheiten anspornt. Ist aber die Vorstellung des Unglücks so stark, daß sie die Vorstellung von den Vollkommenheiten völlig verdunkelt, und so gar den Reiz zur Thätigkeit in der Seele unterdrückt: so entsteht wiederum keine vermischte, sondern eine bittere Empfindung voll reiner Unlust, welche die Seele niederschlägt, und sie vor dem Gegenstand, der sie hervorbringt, fliehen macht. Das erste findet sich beym tugendhaften Stoiker, der von den Unglücksfällen unerschüttert, sich in der Ausübung seiner Kräfte nicht stören läßt. Dieser erweckt beym Zuschauer Bewunderung und Erstau-

nen, aber kein Mitleiden; er weint selbst nicht zuerst, wie kann ich weinen? Das letzte ist dem körperlichen Schmerze eigen. Dieser betäubt die Seele gänzlich, und hält ihre Kräfte so eingezogen, daß nicht die geringste Spur von Thätigkeit in ihr erwacht. Wenn mein Freund, von der Ehrenstufe, auf die er sich allmählich emporgeschwungen, plötzlich zurückgestoßen wird; wenn ich ihn seinen einzigen geliebten hoffnungsvollen Sohn nach dem Grabe begleiten sehe, welche mannigfaltige Bewegungen gehen da in meiner Seele vor! Bald überschüttet die Vorstellung des Unglücks mich mit einer Traurigkeit; diese muß nothwendig die Vorstellung aller der Vollkommenheiten in mir rege machen, die durch dieses Unglück eingeschränkt werden. Ich laufe sie alle der Reihe nach durch, die Kräfte und Fähigkeiten, deren Thätigkeit durch dasselbe gehemmt wird. Meines Freundes Wohlwollen, Liebe, väterliche Zärtlichkeit, Munterkeit des Geistes, Zufriedenheit, glückliche Aussicht in die Zu-

kunft, Freygebigkeit u. s. w. werden mir auf einmal gegenwärtig. Jede Freude, jede Glückseligkeit, die ich in seinem Umgange genossen und noch genießen könnte, erwacht in mir. Jede freundschaftliche Mine, jede süße Umarmung, jede vertraute Offenherzigkeit, mit denen er mich je beglückt, malt mir meine Einbildung mit den lebhaftesten Farben vor. Jezt schwimme ich in einem Meere von Lust, aber nicht lange; denn jeden Augenblick empfängt diese glückselige Vorstellung, durch den Anblick des gegenwärtigen Unglücks, einige bittere Tropfen von Unlust über die verhinderte Ausbreitung dieser Vollkommenheiten. Und so, entsteht das göttlichste aller Gefühle, das Mitleiden, das dem weichherzigen Armen glückseligere Augenblicke verschafft, als alle Reichthümer der Erde, und das allein hinreichend ist, dem menschlichen Geschlecht einen Adel zu geben, der dessen Werth über alle seine Nebengeschöpfe ungemein erhöhet. Sehe ich hingegen meinen

Freund von einem körperlichen Schmerze gequält, so verscheucht der erste Eindruck von Leiden alle Vorstellung von Vollkommenheit aus meinem Gemüthe, keine wird dadurch in mir rege gemacht. Welche unmittelbare Verknüpfung findet sich auch wohl zwischen den Schmerzen des Podagras, der Kolick, der Trennung des Stätigen überhaupt, und dem Wohlwollen, der Liebe, der Dankbarkeit u. s. w.? Die Idee der Unvollkommenheit haftet in der Seele, und verbreitet sich über alle ihre Kräfte; ich leide thierisch mit, ohne daß ein Tropfen Süßigkeit sich unter meine Unlust mischt.

Niemand, glaube ich, kann der Smithschen Meynung seyn, daß es eine lächerliche Tragödie seyn würde, deren Katastrophe darin bestünde, daß der Held ein Bein verliere oder Kolikschmerzen bekäme. Eine schlechte Tragödie würde es freylich seyn, auch lächerlich vielleicht in der Erzählung, aber auch lächerlich in der Vorstellung? Nimmermehr,

nimmermehr, wenn der Schauspieler nur Geschicklichkeit genug besitzt, die Natur genau nachzuahmen, und den kleinsten Anstrich von Kunst zu verbergen. Wenn Garrick oder Eckhof auf der Bühne winselt, und vor brennenden Schmerzen in den Eingeweiden seinen Körper krümmt und verdreht, so würde ich mich schämen, ein Mensch zu seyn, wenn ich auf dem ganzen Parterre nur ein einziges Menschengesicht erblickte, auf dem eine Verziehung zum Lächeln sich entdecken ließe. Ich bin überzeugt, die Wirkung einer solchen Scene würde seyn, daß kein Zuschauer, sie auszuhalten, im Stande seyn würde.

Das Interesse ist es allein, was den wichtigen Unterschied zwischen Seelenkränkungen und körperlichen Schmerzen ausmacht. Jene sind immer in einer unmittelbaren Verknüpfung mit mehrern Seelenkräften, da ihr ganzes Wesen eben in der Einschränkung dieser Kräfte bestehet. Je größer also das Interesse ist, d. i. je mehrere Kräfte da-

durch

durch Einschränkungen leiden, desto größer ist von der einen Seite die Vorstellung des Unglücks, und von der andern Seite die Vorstellung der Vollkommenheiten, die in der Seele rege gemacht wird, und folglich auch im Ganzen die vermischte Empfindung des Mitleidens desto stärker. Diesen hingegen fehlt es gänzlich an dem Intereßirenden; denn die Unlust, die sie erwecken, entsteht nicht aus den Einschränkungen anderer Fähigkeiten, sondern unmittelbar aus dem thierischen Leiden der Maschine. Der Tugendhafte und der Lasterhafte, der Weise und der Einfältige, das Kind und der Erwachsene, haben alle einerley schmerzhafte Empfindung, wenn ihnen ein Glied abgelöset wird. Der innere Zustand der Seele kömmt in keine Betrachtung; daher sind sie auch in der Anschauung bloß kränkend und abscheulich, und können in der Vorstellung auf keine sanfte Thränen des Mitleidens Anspruch machen. *)

Ich

*) Einen Fall giebt es dennoch, wo der Dichter

sich

Ich kehre nunmehr zurück. Geselligkeit und Geschmack am Schönen sind verschwi-

sterte

sich des körperlichen Schmerzes auf der Bühne mit Vortheil bedienen kann; wenn er ihn nemlich interessant zu machen weiß; wenn er ihn als die unmittelbare Ursache leidenschaftlicher Kränkungen vorstellt, und den Leidenden mehr Empfindung über diese als über jenen äußern läßt. Und dieß wußte Sophokles in seinem Philoktet meisterhaft zu veranstalten. Des Dichters Entzweck war keinesweges, bloß durch die Schmerzen des eiternden Fußes uns Thränen abzulocken, sondern durch die damit verknüpften unglücklichen Folgen. Dieser quälende Fuß ist die Ursache, daß der Mann, der mit sieben Schiffen den Griechen folgte, vom Heere auf dieß Eiland ausgesetzt wurde; daß der griechische Menschenfreund, der bey der Erzählung Neptolems vom Tode einiger Helden außer sich geräth, abgesondert von allem menschlichen Umgange und von seinem geliebten Vater, hier in Gesellschaft der Thiere, sein Leben verschmachten muß; daß der griechische Held hier die wunder

sterte Eigenschaften, die sich nicht bequem von einander trennen lassen. Auch außer der ob-

jekti-

derthätigen Pfeilen des Herkules, bloß zur Erwerbung seines kümmerlichen Unterhalts gebrauchen kann; daß er noch jezo von dem arglistigen Ulysses unbemitleidet, hintergangen, gebunden und wider seinen Willen vor Ilium geschleppt werden soll; und daß man damit umgehet, den elenden hülflosen Mann um seine Pfeile zu bringen, die einzigen Werckzeuge, womit er sein mühsames Leben zu erhalten im Stande ist. Hier ist Gefühl von Sehnsucht nach Eltern und Vaterland, von gekränkter Ehre, von Undankbarkeit, von Rachgierde, von Heldenmuth, von Abscheu gegen Ulysses, u. s. w. das in uns rege gemacht wird, nicht bloß thierisches Leiden des schmerzenden Fußes. Aber freylich mußte der Dichter uns die Ursache aller dieser Seelenübel, wenigstens in einer Scene, vor Augen legen. Wie konnte er es anders machen, uns von der Unglücksquelle seines Helden zu unterrichten? Soll er sie etwa uns vorerzählen lassen, die Geschichte des Fußes und seiner mar-

ter-

jektivischen Gleichheit ihrer Beschaffenheit, sind sie subjektivisch, in Ansehung ihrer Wir-

kung

tervollen Anwandlungen? Von wem? Hier auf dem einsamen Lemnos hatte Philoktet weder Vertraute noch Kammerfrauen um sich, die ihm diesen Dienst hätten erweisen können. Oder sollte er wohl gar selbst munter und schmerzenlos auf der Bühne einhergehn, und gleich einem Milzsüchtigen uns mit Erzählung seiner Plagen unterhalten, die er bisweilen auszustehn hat? Gewiß zu einem solchen ungriechischen Kunstgriffe war Sophokles zu sehr griechscher Dichter. Es war also nur ein Mittel übrig, und dieß bestund darin, daß der Elende in unserer Gegenwart von einem Anfalle überrascht werde. Wir mußten das Unglück sehen, damit wir über dessen Folgen weinen konnten. Allein, wie vortheilhaft wußte der Dichter diese Scene anzulegen? Wie interessant macht er uns diesen eiternden Fuß? Mit welcher Vorsicht sucht er unsere Aufmerksamkeit auf, die körperlichen Schmerzen alle Augenblick durch Seelenleiden zu unterbrechen, und die herbe Empfindung der

Quaal

kung auf den Menschen, unter einander ver-
knüpft. Die angenehme Empfindung, die bey-
de

Quaal, die uns unausstehlich wäre, dadurch zu mildern, daß er den Unglücklichen mehr von der Furcht, zurück gelassen zu werden, und dem Unvermögen an seine Feinde sich zu rächen, als von den brennenden Martern selbst, leiden läßt? Der Anfall geschiehet gerade da, nachdem wir vorher hinreichend vorbereitet sind; nachdem wir durch den Ulysses gleich in der ersten Scene die Ursache erfahren haben, die unsern Helden auf dieses Eiland brachte; nachdem wir das Elend, mit welchem er sein Leben hier zubringt, seine Höle, sein armseliges Geräthschaft, sein Lager aus zertretenem Laube, seine eitervolle Lappen mit Augen gesehn haben; nachdem wir ihn in der Entfernung seinen Weg mit Wimmern ankommen gehört; nachdem wir durch seine Unterredungen mit dem Neptolem den ganzen Mann kennen gelernt haben, von Seiten seiner Empfindsamkeit über den Fall anderer Helden, von Seiten seines beharrlichen Heldenmuths, seiner Sehnsucht nach menschli-

chen

de hervorbringen, ist von einer höhern und feinern Art, als jede andere sinnliche, und

durch

chen Umgange, seines gerechten Zorns wider Ulysses u. s. w. nachdem er die neue Verfolgung seiner Feinde gehört, den Neptolem erweicht zu haben glaubt, und seine Hoffnung, allen Kummer auf einmal los zu werden, auf das Höchste gestiegen ist. Es ist ihm nichts übrig, als dem Prinzen auf das Schiff zu folgen. Nun überfällt ihn auf einmal die schreckliche Anwandlung seiner Schmerzen; er schweigt still, und wird bestürzt. Seine größte Angst ist immer, Neptolem würde aus Abscheu und Eckel seinen Vorsatz ändern, und ihn zurück lassen. Er sucht daher die Schmerzen zu verbeißen, so lange bis sie auf den höchsten Grad gestiegen. Was ist dir? fragt Neptolem, Philok. Nichts böses, mein Sohn, gehe nur. Nept. Wandelt deine Krankheit dich an? Thu dir nicht Gewalt an, deine Schmerzen zu verbergen. Philok. Ich, nein gewiß! Im Gegentheil, ich empfinde [illegible]eichterung. (bey Seite) O Götter! [illegible]t. o Philoktet, warum rufst du seufzend die Götter an? Philok. Um ihren

gnädi-

durch die Uebung im Genusse des einen, wird das Gemüth zum Verlangen nach dem Genusse

gnädigen Beystand zu der bevorstehenden Reise — Ach, wehe, ach, ach! Nept. Du leidest, warum willst du mirs nicht sagen, warum so zurückhaltend? Man sieht dir es an, du wirst gepeinigt. Nun nimmt der Schmerz überhand, länger kann er es nicht aushalten. Ach ich bin verloren, mein Sohn! ich werde außer Stand seyn, mein Uebel länger vor euch zu verbergen — O Himmel! — es tobt, es tobt durch meine Adern — u. s. w. Aber mitten unter diesen entsetzlichen Martern, läßt der Dichter seine Furcht vor der Zukunft hervorbrechen: Entsetzlich, unaussprechlich, schreyt er, ach, habe Mitleiden! Nept. Wohl, was soll ich denn thun? Philok. Ach, verlaß mich nicht aus Grauen! Ich muß es sagen, diese Krankheit, sie kömmt zu gewissen Zeiten wie ein verirrter Wanderer wieder. O! Jener bezeugt sein Mitleiden, gleich unterdrückt dieser wiederum das Gefühl seiner Schmerzen, versichert Neptolemen, daß sie

nusse des andern gestimmt. Wer hat je unter einem barbarischen unmenschlichen Volke, Spuren des guten Geschmacks entdeckt? — Die Ankunft des Aeneas nach Kartago, ist unstreitig eine der meisterhaftesten Erzehlungen in der ganzen Aeneade, die des Dichters tiefe Kenntniß der menschlichen Seele darzeigt. Sein auf gut Glück herumirrender Held, wird

an

bald vorüber seyn werden, überreicht ihm den Bogen, und beschwört ihn bey allen Göttern, wenn die Feinde kommen sollten, weder durch List noch durch Gewalt, sich die Waffen nehmen zu lassen. Neptolem verspricht es ihm, und wünscht, daß die Götter sie bald nach ihrem bestimmten Ziele bringen möchten. Nun wird auf einmal der Anfall wieder heftig, und das erste, was der Unglückliche ausstößt, ist: Ach! mein Sohn, ich fürchte, unser Wunsch werde nicht erhört! Meine Wunde fängt wieder an zu fließen, ein schwarzes verdorbenes Blut sprühet tief hervor. — O Fuß, was machst du mich leiden! — — Ach es schleicht heran, hier,

es

an eine Küste geworfen, wo die Leute eben mit der Erbauung einer Stadt beschäftigt sind. Weder er noch seine Gefährten kennen die Einwohner und das Schicksal das sie von ihnen zu erwarten haben. Aber seine Göttin führt ihn unsichtbar durch die Stadt, in einen prächtigen Tempel der Juno. Er siehet Künstler darin beschäftigt — siehet Gemählde —

es kömmt immer näher! — — O ich armer Mann! — — Nun habt ihr es — — aber verlaßt mich dennoch nicht! — Wehe mir, wehe! — — Ha, Ulysses, möchte dieser Schmerz dein Herz zerreißen! — — Ach Götter, Götter, Götter, wie grausam wiederum! O ihr beyden Heerführer, o Agamemnon, o Menelas! Hättet ihr an meiner Stelle so lange diese schrecklichen Uebel erduldet? — u. s. w. Neptolem wird gerührt und seufzt über das Elend. Nein, mein Sohn, unterbricht ihn der Held, fasse dich! Diese Anfälle sind grausam, doch gehn sie bald vorüber. Aber, o ich flehe dich, verlaß mich nicht! Noch einmal, hier

ist

Vorstellungen von Unglücksfällen anderer Menschen, darunter auch Vorstellungen von den seinigen — auf einmal entfällt ihm alle Furcht, und er muntert seine Gefährten auf,

sunt lacrymæ rerum et mentem mortalia tangunt,

wir sind in keiner Barbaren Hände gefallen; hier sind Menschen, die Künste lieben, denen

das

ist nichts weniger, als bloßes thierisches Leiden; hier ist die Besorgniß, die süße Hoffnung, nach dem Vaterland zurück zu kehren, auf einmal zu verlieren; hier ist brennende Begierde an den Stiftern des ganzen Uebels, den beyden Atriden und dem hinterlistigen Ulysses sich gerächt zu sehen, die herrschende Empfindung. Dazu kömmt noch von Seiten des Zuschauers, der von den Ränken, mit welchen Neptolem schwanger gehet, unterrichtet ist, die Furcht, daß dieser sie zur Ausführung bringen werde. Und wir werden daher zu gleicher Zeit, da das Leiden Philoktets uns Seufzer auspresset, von einer frohen Empfindung durch den Sohn Achills überrascht,

das Schicksal anderer zu Herzen gehet — wir sind geborgen — hier müssen unsere Umstände eine andere Gestalt nehmen. — Es ist unleugbar, daß dieser Schluß sich auch umkehren läßt, daß da wo Menschlichkeit und gesellige Empfindung vorhanden ist, Geschmack an Werken der Schönheit statt finden muß. Dieß brauchen wir nicht erst durch die Ge-

rascht, da wir ihn, weniger abgehärtet als seinen Begleiter Ulysses, mit uns erweicht finden, und zu dem Unglücklichen sagen hören: Es wäre unmenschlich, o Philoktet, wenn ich ohne dich ginge. Dieß sey genug. Herr Herder, oder wer sonst der vortreffliche Verfasser der kritischen Wälder seyn mag, hat eben diesen Gegenstand weitläufiger auseinander gesetzt, und überhaupt die Schönheiten dieses griechischen Meisterstücks, mit einer besondern philosophischen Scharfsinnigkeit zergliedert. Auch hat Herr Lessing, in Ansehung des Decorums, wider welchen Smith den Philoktet so sehr anstößig findet, den griechischen Dichter hinreichend gerechtfertigt.

schichte verflossener Jahrhunderte zu bestätigen, wir finden es in dem unserigen durch die Geschichte manches Volks genugsam bestätigt. Je gesitteter und menschlicher ein vor kurzem noch rohes ungebildetes Volk täglich wird, desto mehr fangen Künste und Wissenschaften an, sich unter ihm zu verbreiten, und es wird aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht lange hin seyn, daß es in beyden, seinen Nachbaren den Vorzug streitig macht.

Noch mehr, die Verwandschaft zwischen Geselligkeit und Geschmack ist so stark, daß so gar im Genusse, die deutlichsten Spuren davon sich entdecken lassen. Die Lust an Schönen hat dieses vor jeder anderen sinnlichen Lust zum voraus, daß sie mittheilend ist. Der Genuß der andern Vergnügungen pflegt gemeinhin so beschaffen zu seyn, daß der Gegenstand dadurch verbraucht wird, und in so fern ist er immer ausschließend. Meiner Sättigung muß gar kein, oder nur ein geringer Abbruch geschehen, wenn ich mich

nach

nach dem Mitgenusse anderer sehnen soll; aber die Ergötzung an der Schönheit bleibt nicht nur durch den Nebengenuß vieler Menschen unvermindert, sondern meine eigene wird so gar dadurch ungemein erhöhet. Dieß letzte ist ein wichtiger Umstand, der die Vergnügungen des Geschmacks selbst von den Vergnügungen der höheren Geistesfähigkeiten unterscheidet. Wenn ich eine noch nie bekannte und sehr wichtige Wahrheit entdecke, so sehne ich mich, sie meinen Mitmenschen bekannt zu machen, theils, damit sie des daraus entspringenden Nutzens theilhaft werden mögen, theils, damit sie mich, den Erfinder, ihren Wohlthäter, erkennen sollen; aber das reine Vergnügen, das die Entdeckung einer Wahrheit mit sich führt, empfängt durch diese Mittheilung keinen Zuwachs. Dieses war, in dem ersten Augenblick der Entdeckung, bey mir im lebhaftesten Grade, und es nimmt nicht ab, wenn jene auch nachher von der ganzen Welt verkannt wird. Die

Glückseligkeit, einen so tiefen Blick in die Bewegung des Weltsystems gethan zu haben, hat Keplern, allem Vermuthen nach, alles was er darüber leiden mußte, erträglich gemacht; so wie die Barbarey und Unwissenheit seiner Zeitgenossen jene angenehme Empfindung ihm nicht um das Mindeste verkleinert haben wird. Allein wenn ich eine Schönheit in der Natur oder in der Kunst ausfindig mache, so ist das erste, wornach ich mich bey meiner auffallenden Freude sehne, eine Menge Mitempfindende um mich zu haben, die ich aufmerksam machen kann; und je größer die Menge wird, je lebhafter der Eindruck auf sie ist, desto lebhafter und stärker wird auch mein Genuß. Ich kann in dem prächtigsten und künstlichsten Garten bisweilen mich allein wünschen, wenn ich einer Untersuchung nachhänge, bey der ich ungestört seyn will; aber wenn ich an seine Schönheiten mich ergötzen will, so halte ich es allein nicht aus, ich verschiebe lieber den Genuß

auf

auf eine andere Zeit, bis ich mit mehr Gesellschaft dessen froh werden kann. Das schönste Trauerspiel, von den besten Schauspielern aufgeführt, kann sehr wenig gefallen, wenn man der einzige Zuschauer auf dem Parterre ist. Je gedrengter man stehet, je mehr thränende Augen man um sich siehet, je mehr Schluchzen man aus allen Winkeln vernimmt, desto schöner und rührender wird uns das Stück, mit desto mehr Zufriedenheit gehn wir nach Hause. Ich habe dieses verschiedene mal an mir selbst erfahren, und in einem Orte, wo die trefflichsten Stücke von den wenigsten besucht werden, kann es niemanden an der Gelegenheit fehlen, diese Erfahrung häufig zu machen. — So sehr sind die Vergnügungen des Geschmacks an Geselligkeit und Sympatie gebunden, daß ich glaube, wenn nur ein einziger Mensch in der Welt wäre, der für die Schönheit Empfindung hätte, er die schönsten Bildergallerien und die künstlichsten Bildsäulen, wo-

mit ihm etwa eine Gottheit ein Geschenk machte, endlich mit den gleichgültigsten Augen ansehn würde; so wie der geschmackvollste Mensch, wenn sein unglückliches Schicksal ihn auf eine Insel zu einer ewigen Trennung von allem Umgange mit dem menschlichen Geschlechte verbannte, an nichts weniger Ergötzung finden würde, als an den Schönheiten der Natur. Die rosenfingrichte Morgenröthe, und der bestirnnte Himmel haben für ihn keinen Reiz mehr. Mit nachläßigen Blicken liegt er unter ihm ausgestreckt, gleich dem müßigen Wilden, der keine Bedürfnisse mehr kennt, keine Wünsche mehr zu erfüllen hat, so bald sein Hunger gestillt, und sein Durst gelöscht ist.

Viertens der Ueberfluß. Ein Volk hat Ueberfluß, wenn seine Verfassung von der Art ist, daß es wenige Kräfte nöthig hat, um sich die ersten Nothwendigkeiten anzuschaffen. Es pflegt alsdann auf drey verschiedene Wege auszuarten, entweder läßt es die übrigen

Kräfte

Kräfte alle ungebraucht, geräth in den Zustand der Trägheit und der viehischen Wildheit; oder es wendet sie an, um die groben sinnlichen Begierden mehr und mehr zu erweitern, und verfällt in die Schwelgerey; oder auch, es sucht die Vergnügungen höherer Art sich anzuschaffen, und die Neigungen des feinern sinnlichen Genusses auszudehnen, alsdann herrscht unter ihm der Luxus. Der Ueberfluß ist einer von den wichtigsten Umständen, wodurch der Wachsthum des Geschmacks befördert wird. Denn ob gleich er keinen unmittelbaren Einfluß auf die Fähigkeiten hat, die zu demselben erfodert werden, so wird doch dadurch eine gar erhebliche Hinderniß aus dem Wege geräumt, welches die Anwendung dieser Fähigkeiten auf Gegenstände des Geschmacks, der Seele ungemein schwierig macht, die Dürftigkeit nemlich. Die Bedürfnisse des Menschen, ob schon im genauen Verstande, ohne Unterschied, die Befriedigung jeder in ihm vorhandenen

Nei=

Neigung Bedürfniß ist, stehen dennoch in einer sehr abgemessenen Unterordnung unter einander. Diejenigen, die von Seiten des Körpers kommen, und zu dessen Erhaltung nothwendig sind, fodern am ersten und am ungestümsten seine Thätigkeit zu ihrer Befriedigung auf. Die Natur hat die Unterdrückung oder die Vernachläßigung derselben, mit der Empfindung des Schmerzens verknüpft, die sich des Menschen ganz bemeistert, und ihn gegen die Stimme jedes andern Verlangens betäubt.

Οὐ γάρ τι στυγερῇ ἐπὶ γαστέρι κύντερον ἄλλο
Ἔπλετο, ἥτ' ἐκέλευσεν ἕο μνήσασθαι ἀνάγκῃ.

läßt Homer seinen Ulysses in der Versammlung beym Alkinoes sagen. — Nun haben zwar die Weltweisen aller Jahrhunderte sich Mühe gegeben, die Genügsamkeit der Natur zu rühmen, und die wenigen Kräfte anzuzeigen, die der Mensch nöthig hat, um die ersten Bedürfnisse abzuhelfen; allein sie versehn es gemeiniglich darin, daß sie den Men-

schen

schen als ein einzelnes Naturgewächs, abgesondert von allen Nebengeschöpfen, und außer aller Verbindung mit einem andern Individuo betrachteten. Wenn dieser dann nichts bedarf, als seinen Hunger und seinen Durst zu stillen, und sich für die Kälte zu schützen, so sind freylich seine ersten Bedürfnisse sehr geringe, und die Natur sorgt dafür, daß sie mit weniger Mühe von ihm befriedigt werden; allein nicht so eingeschränkt sind diese bey dem Menschen außer diesem unnatürlichen Naturstande. Die ersten Bedürnisse des Menschen als Vater, als Kind, als Ehemann, als Glied einer Gesellschaft, erstrecken sich weiter, als auf Hunger und Durst. Die Erwerbung eines gewissen Grades von Ansehn, Achtung, Liebe und Zuneigung, ist ihm nicht minder dringend; ohne sie kann er freylich sein Pflanzenleben dennoch fortsetzen, aber nicht den Posten bekleiden, der ihm von der Natur angewiesen ist, nicht das Leben des Menschen leben. Und mit der Ertheilung dieser

geht die Natur etwas karger zu Werke; es wird schon ein günstiger Blick des Schicksals erfodert, wenn die Mittel dazu ohne Verwendung vieler Kräfte herbeygeschafft werden sollen. Nach diesen folgen in dem Range der Nothwendigkeit diejenigen Neigungen, welche auf die Gegenstände des Herzens, auf die, welche in einer genauen Verknüpfung mit uns stehen, sich beziehen. Erst müssen wir die Quaal der unglücklichen Geliebte, des hülflosen Kindes und des nothleidenden Freundes abgeholfen wissen, ehe unser Gemüth nach jenen feinern Ergötzungen, die aus den Gegenständen des Geschmacks entspringen, sich sehnt. Der Mangel dieser ist als ein bloßes Nichtseyn von Etwas Positiven anzusehn, und kann daher mit dem Zero verglichen werden. Hingegen gleichen die unbefriedigten Neigungen der ersten Art wahren Beraubungen, sie sind Etwas Negatives, und müssen durch das minus ausgedrückt werden. Es ist also sehr natürlich, daß das Verlangen der Seele

erst dahin gehet, des schmerzhaften Gefühls von wahren Beraubungen sich zu entledigen, als nach Erwerbung neuer Positionen zu streben. Man führe mir nicht das Beyspiel mancher Menschen an, welche nicht selten dieser ersten Nothwendigkeiten sich entschlagen, und ungestört, den feinern Vergnügungen des Geistes nachhängen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem einzelnen Menschen, und einem ganzen Volke. Jener sieht oft in dieser Geistesbeschäftigung das sicherste Mittel, die Befriedigung jene Bedürfnisse auf einer bequemern Weise erlangen zu können; er entbehrt diese willig auf einige Zeit, damit er sie einst, durch die Ehre, den Ruhm und die Fähigkeiten, die er sich erwirbt, desto weniger zu entbehren nöthig haben soll. Dieses findet bey einem ganzen Volke nicht statt. Wenn dieses unter der Last der ersten Sorgen erliegt, und seine heutige Muße mit der Erholung der Kräfte zubringen muß, die es morgen von neuem wiederum, zur Abhelfung der dringen-

den

den Bedürfnisse wird anstrengen müssen, so läßt das niedergeschlagene Gemüth keinen Trieb nach feinern Ergötzungen des Geistes aufkommen, und jedes aufkeimende Genie, das durch Erfindungen neuerer Art von Vergnügen sich hervorthun will, muß als der Schöpfer neuer Bedürfnisse, folglich als Störer der Ruhe, von dem Volke unterdrückt werden. Ist aber ein Volk über diese ersten Nothwendigkeiten hinweg, so können leichtlich äußere hinzukommende Umstände seinen müßigen Kräften eine solche Wendung geben, daß sie auf Ergötzungen der Schönheit verfallen, und von allen Seiten auf Gegenstände des guten Geschmacks ihre Thätigkeit anwenden. Und nur der Mangel dieser äußern Umstände kann auf einige Zeit die gänzliche Unthätigkeit, oder die viehische Schwelgerey zur Folge des Ueberflusses machen. Aber bey einem sonst gesitteten Volke, kann dieses nicht von langer Dauer seyn. Das Beyspiel seiner Nachbaren, oder der aufwachende Ehrgeiz

eini=

einiger seiner Glieder, die in der Wahl ihrer Vergnügungen sich unter den übrigen hervorthun wollen, bringen, früher oder später, den Geist des ganzen Volks in Gährung. Man wetteifert bald um den Besitz des prächtigsten Palastes, der schönsten Gemählde, der künstlichsten Bildsäulen. Die fähigern Köpfe unter ihnen bemühen sich, theils um sich Bequemlichkeit des Lebens zu verschaffen, theils um Ansehn und Achtung bey der Nation zu erlangen, für sie zu arbeiten. Es entstehen Dichter und Künstler. Die besten unter diesen werden erhoben, und als Wohlthäter des Staats besonders hervorgezogen; ein neuer Grund zur Bewerbung um den guten Geschmack. Fremde Künstler schlagen bey ihm ihre Wohnstäte auf, es entsteht endlich eine Schule des guten Geschmacks, es werden Fremde herbey gezogen, um sich da zu bilden. Dadurch empfängt der Ueberfluß des Landes einen Zuwachs, mit ihm seine Folge, der gute Geschmack; und so unterstützen

Luxus und guter Geschmack wechselsweise sich einander. Keiner von ihnen kann bey einer Nation ohne den andern sich lange erhalten.

Fünftens das Klima. Ist es ausgemacht, daß die verschiedene Luft, die der Mensch einathmet, und die verschiedene Witterung und Sonne, denen er ausgesetzt ist, einen großen Einfluß auf seine Komplexion und sein Temperament hat: so läßt sich wohl vernünftigerweise nicht daran zweifeln, daß eben dieser Einfluß sich auf dessen Naturell und Karakter erstrecket, d. i. auf dessen Gemüthskräfte und auf die Art, sie anzuwenden. Die Eindrücke der äußern Gegenstände, können unmöglich bey dem melankolischen Temperament von gleicher Lebhaftigkeit seyn, wie bey den sanguinischen; noch kann der Urtrieb der Seele zur Thätigkeit bey dem phlegmatischen, von solcher Wirksamkeit seyn, wie bey dem cholerischen. — Man erlaube mir, es für überflüßig zu halten, daß ich mich, gleich dem französischen Kunstrichter Dübos, in der Ent-

wicke-

wickelung einer besondern Hypothese einlasse, wie die Luft, vermittelst der Ausdünstungen der Erde, oder der unsichtbaren Insekten, solche Veränderungen im Körper und im Gemüthe, zuwegebringen kann. Genug es ist einmal so das Verbindungsgesetz zwischen Körper und Seele, daß jede Art von Spannung der Fasern, von Empfindlichkeit der Nerven, von Dichtigkeit des Bluts und von dessen Bewegung, die Seele zu eigenthümlichen Ideen, Neigungen, Gesinnungen und Aeusserungen der Kräfte bestimmt, die sich verändern; so wie die Beschaffenheit jener Umstände, durch äußere oder innere Ursachen, Veränderungen leiden. Dieß lehrt uns der entgegengesetzte Karakter der Völker von verschiedenen Himmelsgegenden. *) Dieß lehrt uns die Verwandlung des Naturells bey einem

*) Die Geschichte zeigt uns sogar eine ungeheuere Verschiedenheit zwischen Völker, die nicht weit von einander entfernt sind, aber wegen Gebir-

und demselben Menschen, mit dem Alter, und mit der Veränderung des Himmelsstrichs. Dieß lehrt uns endlich die tägliche Erfahrung bey uns selbst, da unsere Laune und Neigung zur Thätigkeit überhaupt oder zu gewissen Gegenständen, so sehr von dem Wechsel der Jahreszeit, der Witterung und der innern Disposition des Körpers abhängen. — Man siehet aber wohl ohne mein Erinnern, welches schwieriges Unternehmen es wäre, den Grad von Trockniß oder Feuchtheit der Luft, von Sonnenwärme, von Heiterkeit oder Trübheit des Himmels anzugeben, welcher dem blühenden Zustand der Künste und Wissenschaften, an angemessensten ist. Um diesen a priori zu bestimmen, kennen wir zu wenig die innere Be-

Gebirge, die sie von einander trennen, eine verschiedene Luft einziehen. Die Boötier und die Athenienser waren bloß durch den Berg Cithäron von einander getrennt, gleichwohl waren die ersten berufene Dummköpfe, und die letzten die geistreichsten auf dem ganzen

Beschaffenheit dieser Umstände, und die besondere Wirkungsart jeder körperlichen Veränderung auf die Seelenfähigkeiten; und die Erfahrungen sind zu trüglich, um aus den wirklichen Fällen, ihn kennen zu lernen. Die Ursachen der Naturbegebenheiten sind fast nie einfach, es ist immer ein Zusammenfluß von vielen, die an einer Erscheinung Antheil nehmen, so, daß es das menschliche Vermögen übersteigt, die Größe des Antheils einer jeden fest zu setzen. Wenn unter den Einwohnern einer kalten Himmelsgegend zu gleicher Zeit Mangel an den ersten Nothwendigkeiten, Wildheit der Sitten und Ungeselligkeit herrschen, wer kann es zu bestimmen wagen, wie viel das Klima, oder jedes von

zen Erdboden. Eben so sagt Livius von den Lateinern und den Römern, daß sie sehr leicht zu unterscheiden waren. Jene waren groß und stark, diese klein und schwach. Die Gebiethe von Rom und Latium aber gränzten fast an einander.

den übrigen Ursachen, zu der Verderbniß des guten Geschmacks beyträgt? Indessen so viel scheint doch die eingeschränkteste Kenntniß der Natur uns zu lehren, daß unter allen ihren entgegengesetzten Beschaffenheiten, keine der äußersten Enden, unsern Kräften zuträglich ist. Beyde, die strengste Kälte, und die größte Hitze, stehen der freyen Entwickelung der Seele in Wege. Jene verhärtet die Fasern unsers Körpers im übermäßigen Grade; sie werden daher gegen leichte Eindrücke von äußern Gegenständen nicht genugsam empfindsam. Auch muß der Mangel an Nachgiebigkeit sie verhindern, von dem Stoße der flüßigen Theile in unserm Körper gehörig ausgedehnt und entfaltet zu werden. Diese hingegen verdünnet die flüßigen Theile zu sehr, und macht sie flüchtig, und in eben dem Verhältnisse erschlappt sie die festen. Es kann ihnen also nicht an lebhafter Empfindlichkeit gegen sanftere Eindrücke fehlen; dagegen müssen sie unfähig seyn, die dauer-

haftern

haftern lange zu ertragen, und besondere Anstrengungen des Geistes auszuhalten. Da nun, wie aus dem obigen zur Genüge erhellt, zu dem guten Geschmacke beydes erfodert wird, lebhafte Empfindsamkeit, und anhaltende Vorstellungskräfte; so wird auch keines der äusserst entgegengesetzten Klimas, der Kultur desselben günstig seyn, sondern der temperirte Boden, wo die Entgegensetzung die geringste ist, wird zu seinem Aufkommen der fruchtbarste seyn. Die güldene Mittelstraße ist der eingeschränkten Menschheit, bey allen Gelegenheiten und Unternehmungen, immer die angemessenste.

Sechstens, die Regierungsform. Der ganze Unterscheid der Regierungsform läuft auf die verschiedene Art und den verschiedenen Grad von Einschränkung hinaus, welche der willkührlichen Ausübung unserer Kräfte gegeben wird. Diejenige, welche der Erfüllung unserer Bestimmung, die wenigsten Hindernisse in den Weg legt, d. i. diejenige, wel-

che die Bearbeitung unserer Fähigkeiten nach der Regel der höchsten Glückseligkeit, an wenigsten schwierig macht, ist unstreitig an und für sich die beste. Und sie ist es auch in Ansehung des guten Geschmacks. Es ist unmöglich, daß in einem vollkommen despotischen Staate der gute Geschmack blühen kann. Sie werden erstickt, die Seelen der Sklaven, die wegen der Einfälle des Tyrannen, in beständiger Furcht leben, von dessen augenblicklichen Launen und übler Verdauung es abhängt, diesen aus der Welt zu schicken, jenen von der hohen Stufe, zu welcher er durch Verdienste und Arbeitsamkeit langsam gelangt ist, auf einmal in Staub zurück zu werfen, und unter den Augen eines dritten, die Lieblinge seines Busens zu zertreten. Wie kann da ein menschlicher Geist noch unerschüttert sich erhalten, und ungestört, an Vergnügungen der höheren Seelenkräfte sich ergötzen, den feinern Gefühlen nachhängen, und sein Gemüth an Gegenstände der Empfindung wenden?

den? Wer darf sich unterstehen, einen schönen Pallast oder ein schönes Gemählde zu besitzen, wenn sie der Tyrann oder sein Günstling nicht schöner besitzt? Wer kann einen freyen Schwung in einem Gedichte wagen, das nicht das Lob des Herrn enthält, und seinen barbarischen Leidenschaften das Wort spricht? — Das einzige Glück dieser Unglücklichen ist, wenn sie ihren Wirkungskreis so sehr, als möglich, einziehen, wenn sie sich außer Verbindung mit allen übrigen Gegenständen setzen, und die ganze Urkraft ihrer Seele dahin koncentriren, die Thätigkeit aller einzelnen Kräfte immer nach der Willkühr des Oberherrn stimmen zu können. Ihre größte Glückseligkeit wäre, wenn sie es bis zur viehischen Dummheit bringen konnten! —

Hingegen ist diejenige Regierungsart, wo der Regent nicht zum Erfinder neuer Gesetze, sondern zum Ausüber derer bestellet ist, welche ihm vom Volke zur Beförderung seiner Glückseligkeit überreicht worden sind, für

des Geistes Wirkungsvermögen die beste, die Ausübung mag einem einzigen oder vielen, beständigen oder zeitlichen, übertragen seyn. In den Republicken sowohl, als in den Monarchien, wenn übrigens nur die Natur ihnen in Ansehung der ersten Nothwendigkeiten nicht ungünstig ist, ist Ehre das große Triebrad, das die Kräfte des Volks in Thätigkeit erhält. Denn zu dieser gelangt es durch Verdienste, durch Handlungen, welche nicht die ausschweifenden Begierden eines oder einiger Menschen schmeicheln, sondern das Wohl des Ganzen befestigen. Dem Monarchen, einem einzigen Menschen, muß die Regierung eines so wichtigen Körpers nothwendig zu schwer seyn; er muß Leute von Verdienste zu Gehülfen haben, und von so verschiedenen Verdiensten, als verschiedene Räder es giebt, die zur Glückseligkeit des Staats in Bewegung gesetzt, und im Gange erhalten werden müssen. Und die Belohnungen, die er ertheilt, können nichts anders, als Ehre seyn. Ein

Band, ein Titul, eine Ehrensäule, dieß sind die Triebfedern des großen Mannes in der vollkommenen monarchischen Regierung. In einer Republick muß durchaus nach Verdiensten gestrebt werden, wenn man auf die Wahl des gemeinen Wesens Anspruch machen will, und die Ehre erfolgt alsdann auf große Handlungen von selbst; sie ist die Stimme des Volks. Und diese Ehre dehnt sich allmählich über alle Geistesfähigkeiten aus, von denen, deren Ausübung mit dem Wohl des Staats in der unmittelbarsten Verknüpfung stehet, bis zu denen, die nur eine entfernte Beziehung darauf haben. Der eine erlangt sie durch die Tapferkeit seines Arms, mit welchem er den Feind von den Mauren zurück getrieben; ein zweyter durch ein Gedicht, in welchem er diese That am künstlichsten lobt, und folglich andere zu gleichen Handlungen aufmuntert; ein dritter durch sorgfältige Zergliederung der Schönheit dieses Gedichts, dadurch andere gleichfalls gereizt werden, die Wohlthäter

des Vaterlands zu besingen. Eben so gehet es mit den Künsten. Eine Seelenkraft muntert immer die andere auf, so lange bis unter den Theilen der ganzen Staatsmaschine, die größte Thätigkeit in der vollkommensten Harmonie entspringt. Ueberhaupt, so bald der Trieb nach Ehre bey einer Nation aufgeweckt wird, so kann man sicher darauf rechnen, daß die groben eigennützigen Begierden, die härtesten Feinde des guten Geschmacks, unterdrückt werden, und die feinern edlern Gefühle von allen Seiten sich ausbreiten.

Trifft es sich so gar, daß der Monarch selbst einen für Künste und Wissenschaften gebildeten Geist besitzt, und sie liebt, alsdann kann der gute Geschmack in einer kurzen Zeit ungeheuere Fortschritte machen. Das Vorurtheil des Ansehns war von je her das mächtigste unter den Menschen. Es ist ihnen immer die Schwachheit eigen gewesen, so viel, als möglich, den Großen nachzuahmen, in ihren Tugenden und in ihren Lastern, so gar

bis

bis auf ihre Eitelkeiten. Sie sind es, welche die Mode in den Kleidungen, den Ton in der Aussprache, und die Wahl in den Ergötzungen angeben. An Alexanders Hofe soll alles mit hohen Schultern gegangen seyn, nicht, wie man glaubt, um seinen Fehler dadurch zu verbergen, denn er wird gewiß auch, außer seinen Leuten, wohlgewachsene Menschen zu Gesichte bekommen haben, sondern seine Leute hielten es für die Eigenschaft eines großen Mannes. Als Ludwig der Vierzehnte sich die Fistel des Hintern schneiden ließ, kamen eine Menge Hofschranzen zum königlichen Wundarzt, wie Monsieur Petit es selbst erzählt, um an sich dieselbe Operation machen zu lassen. Dieses Vorurtheil hat seinen guten Grund in der Seele. Der Mensch vermischt sehr häufig das Wesentliche eines Dinges mit dessen Zufälligkeiten, und die Verknüpfung der Ideen macht ihm den Uebergang von einem zu dem andern ungemein leicht. Daher darf ihm nur ein Gegenstand von einer Seite besonders gefallen,

so gefällt er ihm von allen Seiten, wenn diese auch mit jener in gar keiner Verbindung stehen; so wie umgekehrt, das Schlechte und Unangenehme, das ihm bey einem seiner Theile vorzüglich auffällt, ihn gegen das Trefflichste in den übrigen blendet. Aber dieses Vorurtheil kann, so wie jedes andere, bisweilen ersprießliche Folgen haben. Wenn der Himmel ein Reich mit Großen von menschlichen Empfindungen, großmüthigen Gesinnungen und Liebe zu Künsten und Wissenschaften gesegnet hat, so mag das Volk immerhin blindlings aus Mode ihnen darin nachäffen; unvermerkt wird Tugend und guter Geschmack unter ihm Wurzel fassen, und es zum glücklichsten der Völker werden!

Was ich oben von den Republicken gesagt habe, muß man keineswegs auf manche unter uns so genannte freyen Regierungen anwenden wollen, in denen der Zustand der Künste und Wissenschaften demohngeachtet nicht gerade der blühendste ist. Eingeschränkt, ohne sich auf

dem

dem großen Schauplatze besonders hervorthun zu können, erhalten sie sich mitten unter ihren mächtigern Nachbaren. Den Schein der Freyheit, den sie genießen, haben sie bloß dem Mangel der wirklichen zu verdanken; die geringste Mine, diesen abzuhelfen, würde sie gewiß auch um jenen bringen. Wenn nun außerdem die Staatsverfassung nicht gerade die verdienstvollsten und die größten Genies, sondern die Reichsten und Angesehnsten an das Ruder heischt; wenn Tapferkeit eine unbrauchbare Tugend, und Vaterland ein leerer Name ist; wenn es keine Fähigkeit giebt, durch deren Erweiterung man sich um die Nation verdient machen, und eine Ehrensäule erwerben kann, was bleibt noch übrig, das den menschlichen Geist anspornen sollte, seine Kräfte frey aus einander zu falten, und ihnen einen Schwung zu geben? — Dazu kömmt noch der Vortheil, den sie, von den nothwendigen Einschränkungen ihrer monarchischen Nachbaren, in Ansehung der Han-

delschaft, genießen. Dieser macht, daß das Gewinnen und unaufhörliche Vergrößern des Vermögens, der wichtigste Gegenstand des Verlangens bey ihnen wird, wozu die Jugend erzogen, wonach des Bürgers Werth bestimmt wird. Der weiseste Mann heißt der, welcher seine Kapitalien zu den meisten Procenten ausbringt. Der größte Mann ist der reichste, und unter Freundschaft verstehet man die Unterhaltung eines Briefwechsels in Handlungsgeschäften. Nichts aber ist dem guten Geschmack und dem Vergnügen der feinern Gefühle mehr zuwider, als der Geist der Plusmacherey. Dieser gewöhnt das Gemüth allmählich bey jedem Gegenstand zu untersuchen: was hat er für Nutzen? was bringt er? Er gewöhnt es, wie ein französischer Weltweiser bemerkt, nach der genauesten Berechnung fühlen, genießen und thätig seyn. Die Debetseite muß mit der Creditseite immer gehörig Balance halten, und so, müssen nothwendig die edlern uneigennützigen Bestand-

theile

theile des Menschen in Fesseln geschlagen werden, keiner kann es wagen, einen Schritt außer seinen umgebenden Schranken zu unternehmen! *)

Dieses sind meines Erachtens die vornehmsten Stücke, worauf es bey ganzen Völkerschaften, in Ansehung des guten Geschmacks, ankömmt; alles übrige, was sonst noch einen Einfluß auf denselben haben könnte, als die Erziehungsanstalten, öffentliche Spiele, Lustbarkeiten u. s. w. kann immer unter eines von diesen gebracht werden, oder ist selbst schon eine Folge des bereits herrschenden guten Geschmacks. Je günstiger nun das Schicksal gegen ein Volk in Betracht der erwehnten

*) Ich rede von einer Nation, bey welcher der Handelschaftsgeist eingerissen ist, nicht von einzelnen Personen. Es wäre ungereimt, diese beyde mit einander zu verwechseln. Die Erfahrung hat uns von je her und allenthalben würdige Männer dieses Gewerbes gezeigt, welche wahre Wohlthäter des Staats, Beförderer

ten Hauptumstände ist, je mehrere derselben und in einem je vollkommenern Grad es sie ihm ertheilt hat, desto blühender und vollkommener muß der gute Geschmack bey ihm seyn, und so umgekehrt. Eine genaue Berechnung unter den Einflüssen dieser Umstände anzustellen, um darnach das Verhältniß zwischen dem Geschmacke verschiedener Nationen im voraus bestimmen zu können, übersteigt menschliches Vermögen. Dazu wird genaue Kenntniß des Grades von Antheil erfodert, den ein jeder Umstand an dem Geschmacke hat. Und woher diese? woher, wenn keiner von ihnen je in der Natur sich allein bey einem Volke fand? Aber genug, die Vernunft zeigt sie uns als die

noth-

derer der Künste und der Wissenschaften, und selbst Geliebte der Musen waren, und deren Geschichte vielleicht nicht minder verdient hätte, der Welt als ein Muster aufbehalten zu werden, als die Geschichte manches Feldherrn. Ich selbst habe schon seit vielen Jahren das Glück, die Freundschaft eines solchen

Man-

nothwendigen Bedingungen des guten Geschmacks an, und die Geschichte der Künste und Wissenschaften bestätigt es, daß diese immer da ihre Wohnstäte aufgeschlagen, wo jene an vollkommensten anzutreffen waren. Aber bisweilen ließen sie sie in Stiche, und wandelten in der Nachbarschaft, oder verließen den Erdboden gänzlich? Diese Umstände müssen alsdann eine Veränderung gelitten haben; entweder haben einige einen übermäßigen unproportionirten Wachsthum erlangt, sind in Saamen geschossen, der Luxus ist in Ueppigkeit, die Freyheit in Ausgelassenheit, die Religion in Aberglauben ausgeartet; oder entgegengesetzte sind an ihre Stelle gekommen,

Mannes, meines geliebten F . . . zu genießen, der mit äußerster Rechtschaffenheit und unermüdetem Fleiße seine Geschäfte betreibt, und die ganze Muße, die diese ihm lassen, einzig mit der Bildung seines Herzens, seines Verstandes und seines Geschmacks zubringt, darin er bereits ansehnliche Fortschritte gemacht hat.

das Volk ist in die Sklaverey gerathen, hat eine andere Regierungsform erhalten, seine Religion hat eine übeln Wendung genommen, es ist unter einen andern Himmelsstrich verpflanzt worden, u. s. w. Aber mit Dübos, der Luft allein eine solche Revolution immer zuschreiben wollen, und von dem Verfall des guten Geschmacks bey einer Nation, die ihn vorher hatte, allemal auf die Veränderung des Klimas zu schließen, ist Etwas, das weder von der Vernunft begriffen, noch von der Erfahrung bestätigt werden kann.

Dreymal glückliche Griechen, welcher Sterbliche, in dessen Seele ein Funken himmlischen Feuers glimmt, kann euerer sich ohne schwärmerisches Entzücken erinnern? Ueber euch hat eine Zeitlang unsere holde Mutter Natur bis auf das letzte Körnchen ihr Füllhorn ausgeleert! Ihr genosset die reinste Himmelsluft und die erquickendsten Sonnenstrahlen; die Religion eures Volks war zwar

die fabelhafteste, aber für die Künste und Wissenschaften die fruchtbarste, sie war bilderreich und duldend. Sie verbot euren Weisen nicht das Denken, noch den anders denkenden unter euch das Leben. Ihr kanntet weder Kränkungen der Menschheitsrechte, noch Scheiterhaufen, noch mit Teufeln bemahlte Mützen, noch gelbe Ermel *), um euere Mitgeschöpfe auf dieser Welt zu plagen, die von einer zukünftigen andere Vorstellungen, als ihr, sich machten. In eurer Seele wohnte die Menschlichkeit, die Empfindsamkeit, die Gastfreyheit, die Geselligkeit. Und euren

*) In unserm erleuchteten Jahrhunderte, da man die Religion so sehr verfeinert wissen will, und Menschenliebe und Duldung von allen Seiten gepredigt wird, giebt es dennoch Oerter, wo keiner einer gewissen unterdrückten Nation ohne dieses schimpfliche Zeichen auf seinem Kleide, sich auf die Strasse wagen darf, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, vom Pöbel gesteinigt zu werden.

euren schönen Seelen gliechen eure schöne Körper. Eure Regierung war die trefflichste, alles nahm Antheil daran, keine einzige Kraft eines einzigen Menschen durfte für das Ganze verlohren gehen. Künste und Wissenschaften waren mit ihr aufs innigste verwebt; die Tonkunst modelte eure Sitten; *) Schauspiele, Kämpfe und Tänze, waren eure Ergötzungen; die Beredsamkeit lenkte den Entschluß des Volkes, und Dichtkunst und Bildhauerey belohnten die Ausführung; der Gedanke Vaterland, setzte alle eure Triebräder in

*) Plato sagt in seiner Republick, die Musik kann in keinem Staate verändert werden, ohne daß die Sitten des Volks zugleich mit eine Veränderung leiden. Wir können uns daraus einen hinlänglichen Begriff von der Vortrefflichkeit dieser Kunst bey den Griechen machen, ob uns gleich keine sichere Spuren von ihrer Beschaffenheit zurück geblieben sind; von der Unsrigen kann schwerlich ein Plato dieses behaupten.

in Bewegung. Daher ward euer Genie den Weisen der Erde, was euer Arm den Mächtigen war; daher bleiben eure Homere und Euripide, eure Zeuxis und Demosthene die unnachahmlichen Muster, die alle zukünftige Jahrhunderte zur Nachahmung sich vorsetzen, ohne sie je erreichen zu können! — Aber die Barbaren, die euer gesegnetes Land überschwemmt, und euch unterm Joche halten, welche Ausartung? — Sie genießen euer Klima, euere milde Sonne, besitzen aber nicht eure weichgeschaffenen Seelen; *) sie ertra-

*) Per hos (Turcas) primum correpta pars Asiæ, quæ olim fluere deliciis dicebatur. Hinc sub Amurathe in Europam, ligurum ope remigioque transvectis, illa Græcia, illud Musarum domicilium concessit in proedam. Ipsi tamen dura indole eluctati humanitatem in majorum feritate perseverant; prorsus ut intelligas, sub molli coelo immania ingenia esse posse. Barclai Icon animor. cap. IX.

gen willig die Fesseln des Dispoten, *) und erkennen gleich ihm in den gröbsten körperlichen Lüsten ihr höchstes Gut. Ihre Religion unterdrückt in ihnen jeden emporstrebenden Keim höherer Kräfte; sie untersagt der Vernunft das Denken und der Einbildung das Bilden. Daher sind die Musen ihnen entflohen, und unter rauhern Himmel, aber unter menschlichere Menschen hingezogen. Bildende Künste sind von ihnen verbannet, Dichter kennen sie nicht, ihre Tonkunst ist ein nichtsbedeutendes Geheul, sie wurden die Geißel der menschlichen Vernunft. **) O Griechen, Griechen, welche grausamere Rache hättet ihr

*) Nec in aliis Gentibus constantior in modestos & ligitimos Principes fides, quam illis in atrocem, cui se damnaverunt, Tyrannidem. ibid.

**) Turcarum ferum genus, & ad urbium, artificiorum, scientiæ excidium natum, nostris vitiis quam sua virtute felicius fuit. ibid.

ihr von den Göttern an euren Unterdrückern euch erflehen können!

Ich habe mit Fleiß die beyden äußersten Enden des Geschmacks gegen einander gehalten; von der einen Seite in seiner vollkommensten Reife unter den günstigsten Umständen, von der andern in seinem größten Verfalle unter den widrigsten. Der Zustand der Künste und Wissenschaften unter den europäischen Völkern in den spätern Jahrhunderten muß sich darnach bestimmen lassen, in wie fern sie in Ansehung dieser Umstände diesem oder jenem Ende näher kommen. Aber ich enthalte mich dieser Anwendung. Denn, wie gesagt, es werden dazu Fähigkeiten und ausgebreitete Kenntnisse erfodert, deren Mangel ich nicht undeutlich in mir verspüre. Ich bin zufrieden, wenn mein Maßstab, den ich angegeben, nur der wahre ist. Ich überlasse den Gebrauch geübtern Köpfen; meine Kräfte sind zu schwach ihn zu regieren.

Zusatz.

Der innere Werth der Tugend und der Schönheit ist zu unsern Zeiten ein wichtiger Streitpunkt in der Weltweißheit geworden. Nachdem das Menschengeschlecht seit dem ersten Augenblick seiner Entstehung es erfahren, wie unentbehrlich sie ihm zu seiner Ruhe und Glückseligkeit sind; nachdem sie seit undenklichen Jahren, fast die einzige Beschäftigung der größten Männer aller Völker ausmachten; nachdem man seit so vielen Jahrhunderten, das Alterthum, wegen seiner unsterblichen Muster in beyden, beynahe angebetet hat; so ist es wohl etwas auffallend, daß gerade dem achtzehnten die Kleinigkeit noch zu untersuchen aufbehalten blieb, ob denn Tugend und Schönheit Gegenstände der Vernunft oder Gegenstände des Gefühls sind? Mit andern Worten, „ob sie, gleich Wahrheit, ein objektivisches unbedingtes Wesen

sen haben, das von der Verschiedenheit empfindsamer Geschöpfe unabhängig ist, oder ob sie gleich sinnlichen Phänomenen, einzig und allein in der persönlichen Organisation ihr Daseyn haben?„ Mit noch andern Worten: „ob denn an diesen Dingen auch wirklich etwas reelles ist; oder ob sie bloß ergötzende Blendwerke sind, deren Spiel von dem Gesichtspunkte abhängt, aus dem man sie betrachtet?„

Hutcheson und Hume waren, so viel ich weiß, die ersten, welche die Empfindung von Lust und Unlust, die die Vorstellung moralisch-guter oder böser Handlungen begleitet, genau zergliederten. Sie zeigten, vielleicht um dem System des groben Eigennutzes dadurch das Gleichgewicht zu halten, wie mächtig diese Empfindung ist, ohne Rücksicht auf unsern eigenen Vortheil und Schaden, ohne vorhergegangene Vernunftuntersuchung, uns zur Ausübung jeder Art von Tugend anzuspornen, und von jedem Laster abzuhalten. —

Wenn

Wenn sie nun dieser Empfindung, wegen ihrer besondern Vorzüglichkeit, eine eigene Benennung beylegten, und sie durch den Ausdruck des moralischen Gefühls, des moralischen Sinnes bezeichneten, so konnte dieses, in der Sittenlehre so wohl als in der Seelenlehre, nur von wenigem Belange seyn. Wer will, kann eben so gut die angenehme Empfindung, die nach der Entdeckung einer Wahrheit, und die unangenehme, welche nach einer vergeblichen Untersuchung der Wahrheit, in uns entstehet, ein Wahrheitsgefühl nennen. Eben so kann man jede Lust und Unlust, die verschiedene Arten von Vollkommenheits- und Unvollkommenheitsvorstellungen hervorbringen, nach diesen verschiedenen Arten besonders bestimmen. Im Grunde siehet man doch, daß alles auf dieß einzige Hauptgesetz in der menschlichen Seele hinausläuft: „Die Vorstellung der Vollkommenheit gewährt Lust, die Vorstellung der Unvollkommenheit, Unlust.„ Was thut das übrigens zur Sache, daß die

Abtheilungen dieser Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten in verschiedene Unterarten, nach Willkühr vervielfältigt werden? — Allein man ließ es dabey nicht bewenden; man fing an, dieses so genannte moralische Gefühl, für einen ganz eigenen unabgeleiteten Sinn auszugeben; man glaubte, der Schöpfer habe dadurch der Seele einen besondern Organ ertheilt, vermittelst dessen sie Tugend und Laster anschauend erkennt; man ging endlich so weit, daß man es gar zum obersten Principio der Sittlichkeit machte, und übertrug ihm allein, unabhängig von der Vernunft, den Richterspruch über die Güte moralischer Handlungen. Das heißt, man kehrte die Sache gänzlich um; anstatt einzusehen, daß diese moralische Empfindung bloß eine Folge des vorhergegangenen Vernunfturtheils über die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Handlung ist, behauptete man, daß dieses Urtheil dem vorhergegangenen Gefühl von Lust und Unlust

folgen

folgen muß. Eine eben so große Ungereimtheit, als wenn ein Meßkünstler, die angenehme Selbstbefriedigung, die er nach der Auflösung eines verwickelten Problems empfindet, als ein sicheres Kennzeichen der Richtigkeit seiner Auflösung, ansehen wollte. Es ist aber leicht einzusehen, auf welch einem schwankenden Grunde das System der Sittlichkeit aufgeführt, und auf welchen geringschätzigen Werth diese gebracht wird, wenn man ihr ganzes Wesen bis zu einer sinnlichen Erscheinung heruntersetzt! — Es ist noch nicht lange, daß eine ganze Gesellschaft Philosophen über den Vorzug zwischen zwey Schriften sich nicht vereinigen konnte, von denen die eine mit sehr guten Gründen den objektivischen Werth, und die andere mit sehr schlechten das subjektivische Wesen der Tugend darthat. Sie überließ die Entscheidung dem Loose, und die Würfel erklärten sich — für den moralischen Instinkt. —

Aber niemand von den Anhängern des moralischen Sinnes macht es so bunt, als Robinet. Ihm ist gar nichts anstößiges darin, das Gefühl von Guten und Bösen, für einerley Art Empfindung mit dem Gefühle für das Süße und Bittere zu halten. „Beyde, sagt er, „sind ein innerer Zustand der Seele, „in welchen sie, wider ihren Willen, durch „die Gegenwart eines äußern Vorwurfs versetzt wird. Mein Arzt mag sagen, was er „will, er kann doch nicht machen, daß ich seinen bittern Trank süße finde. Ein Bösewicht mag alles vorbringen, was Sophisterey und eine verfängliche Metaphysik seiner Beredsamkeit darbieten, um das Abscheuliche seines Lasters zu entschuldigen oder „zu vermindern, innerlich werde ich ihn dennoch tadeln, selbst wenn ich die Früchte des „Lasters genieße.„ *) Ja, diese falsche Analogie verleitet ihn gar dahin, daß er das Mittel,

*) De la Nature Tom. I. p. 346.

tel, durch welches die Seele die Sittlichkeit der gegenwärtigen Handlungen erfährt, gleich wie bey den Gegenständen der übrigen fünf Sinnen, für etwas körperliches hält. Es verbreiten sich, seiner Meynung nach, aus dem Sensorio communi Nervenfiebern bis an den äußern Umkreis des Körpers, die durch die Gegenwart sittlicher Handlungen, eben so wie das Netz- und Geruchshäutchen von den Strahlen und Ausdünstungen, erschüttert werden, den Eindruck der Seele zubringen, und diese in einen angenehmen oder unangenehmen Zustand versetzen. Das moralische Gefühl ist ihm vollkommen der sechste körperliche Sinn. Man lese die unten angeführten Stellen, und sage, ob man ein Ding weiter treiben kann! *)

Wie

*) Il est toujours vrai que toutes les sensations ne sont que des modifications du toucher. Le toucher, à mesure qu'il se subtilise & se perfectionne, devient la base de sensations plus parfaites. Quel risque de le supposer à un

Wie Robinet mit der Tugend, so macht es ein anderer französischer Weltweiser, nur etwas gelinder, mit der Schönheit. „Wir „haben einen Sinn, sagt er, der dazu be„stimmt ist, über den Werth solcher Werke „zu urtheilen, deren Vortrefflichkeit in der „Nachahmung rührender Gegenstände in der „Natur, bestehet. — Es ist unser sechs„ter Sinn, ob wir gleich seine Organe nicht „sehen. Es ist derjenige Theil von uns, wel„cher über die Eindrücke, die er empfängt, ur„theilt, und, mich eines platonischen Aus„drucks zu bedienen, seine Aussprüche thut, „ohne Linial und Zirkel dabey zu gebrauchen. „Es ist das, was man gemeiniglich das innere „Gefühl nennt. — Die Entscheidung solcher Dinge

à un tel degré de finesse qu'il puisse occasioner dans l'ame un sentiment moral? Rien ne nous porte à présumer que l'analogie de la Nature, soutenue dans les autres sens, se démente pour celui-ci seulement. La similitude

„Dinge (als das Urtheil über das Ganze eines „Gedichts oder eines Gemähldes,) heißt es „bey diesem Schriftsteller, gehört nicht vor „dem Richterstuhl der Vernunft, die sich hierin „dem Ausspruche der Empfindung, als der „rechtmäßigen Richterin über solche Streitig„keiten, unterwerfen muß. Untersucht man „wohl nach logikalischen Gründen, ob ein Ra„gout einen guten oder schlechten Geschmack „habe? Wer hat sich jemals, um einen Ra„gout

litude des opérations nous force au contraire à reconnoître l'uniformité de ses loix. Daselbst S. 351.

Und an einer andern Stelle.

Supposé qu'il y ait un organe moral, une extension nerveuse fibrillaire qui partant du *sensorium commune*, s'etende jusques vers certains points de l'economie interne, les quels communiquent avec d'autres filamens extérieurs analogues ; comment un objet moral peut-il affecter cet organe de telle sorte

„gout zu beurtheilen, in den Sinn kommen
„lassen, erst metaphysische Grundsätze über den
„Geschmack festzusetzen, darauf eine Erklärung
„von den Eigenschaften aller zu einem Ragout
„gehörigen Ingredienzien zu geben, endlich
„das bey der Vermischung derselben beobach-
„tete Verhältniß zu untersuchen, und nun das
„Urtheil daraus abzufassen, ob das Ragout
„gut oder schlecht sey? Es geschieht nichts
„von allen dem. Wir haben einen Sinn, wel-

ſorte que cette affection paſſe dans l'ame pour lui en faire connoître la moralité? — Suivons la méchanique des autres ſenſations; nous y verrons le type de celle-ci. Chaque ſubſtance porte avec ſoi ſa couleur, ſa ſaveur, ou plutôt ce qu'il faut pour en exciter immediatement la ſenſation dans l'ame. Toute action ou qualité porte de même avec elle ſa moralité, ou au moins ce qu'il faut pour la faire ſentir à l'ame. Quand un objet ſe peint dans l'oeil, il s'y peint avec ſa

„cher fähig ist zu unterscheiden, ob der Koch „nach den Regeln seiner Kunst verfahren hat. „Man kostet das Ragout, ohne einmal diese „Regeln zu wissen, und so wird man inne, „ob es gut schmeckt. So ist es gewissermaßen „auch mit den Werken des Geistes und mit „Gemählden, als deren Entzweck es ist, uns „zu rühren und zu gefallen.„ — Und dieser Schriftsteller ist Dûbos *) ein Mann der uns drey Bände mit unvergleichlichen Anmerkungen über

couleur & sa figure: quand le son frappe mon oreille, il y parvient avec le ton qu'il a, grave ou aigu. De meme une action dont je suis témoin, m'est présente avec sa moralité: si on me la raconte, les mots frappent mon oreille avec le caractere de l'action qu'ils expriment. Il est vrai, la moralité des actions n'est ni visible, ni palpable; je ne

*) S. dessen kritische Betrachtungen über die Poesie und Mahlerey, des zweyten Theils, XXII Abschnitt.

über den Geschmack in den schönen Künsten und Wissenschaften geliefert hat. — Ueber den guten oder schlechten Geschmack eines Ragouts, würde er uns schwerlich so viel Vortreffliches haben sagen können! —

Und woher dieses? Warum würde er dieses schwerlich gekonnt haben? Warum ist der Geschmack eines Ragouts keiner solchen kritischen Untersuchung fähig, als der Geschmack an Schönen? Warum hat die Ver-

nunft

ne dis pas non plus que nous la voyons ou que nous la touchons. Mais cela n'empêche pas qu'elle ne devienne sensible par son organe propre. Le son n'est ni visible, ni tactile; en est-il moins sensible à l'ame au moyen du nerf acaustique? Ainsi, quoique les objets moraux ne nous soient pas sensibles comme peints dans l'oeil, ni comme sentis par les fibres olfactives de l'adorat, ils le deviennent par l'impression qu'ils font sur l'organe de leur sens particulier, appellé pour cette raison sens moral. Dasel. S. 355.

nunft da so wenig, und hier so viel zu urtheilen, zu billigen, zu tadeln und Regeln anzugeben? Es muß doch also mit der Schönheit eine etwas verschiedene Bewandniß haben; sie muß mehr Vernunftstoff enthalten, als jener grobe Gaumenkützel; sie muß mehr Objektivisches in sich fassen, das bloß zum Gebiethe der Vernunft gehört, und worüber kein Gefühl befugter Richter seyn kann. —

Und dieß gesteht Dübos unvermerkt selbst ein. „Man erlaube mir, sagt er, mich „ein wenig sonderbar auszudrücken. Die Ver„nunft will nicht, daß man über ein Gedicht „oder ein Gemählde vernünftle, man müßte „es denn thun, um das Urtheil der Empfin„dung dadurch zu rechtfertigen.„ Vortrefflich! Kann die Vernunft die Empfindung rechtfertigen, so muß es doch Vernunftregeln geben, nach denen die Empfindung beurtheilt wird, mit denen sie übereinstimmen, denen sie zuwider seyn kann. Daraus folgt, daß dasjenige in dem Gegenstande, das die Em-

Empfindung der Schönheit hervorbringt, etwas Objektivisches seyn muß; denn der Vorwurf der Vernunft ist allemal etwas Objektivisches. Ist aber dieses, so sehe ich nicht ein, warum diese Rechtfertigungsregeln, nicht auch Bestimmungsregeln abgeben sollen, um die Empfindung im voraus darnach bestimmen zu können?

„Das Publikum, sagt unser Kunstrichter immer fort, „entscheidet nach der Empfindung, und daher immer richtig.„ Allerdings entscheidet es richtig, aber nur so lange es über seine Empfindung urtheilt. Ich werde durch die Anschauung dieses Kunstwerks in einen angenehmen, durch die Anschauung eines andern in einen unangenehmen Zustand versetzt, wer kann mir dieses streitig machen? Aber jenes ist schön, und dieses häßlich, d. i. jenes ist von der Beschaffenheit, daß es nach den Regeln des Geschmacks eine angenehme Empfindung hervorbringen muß, und dieses von entgegengesetzter

setzter Beschaffenheit, dieß ist ein Urtheil, das sich weiter als auf meine Empfindung, sondern das sich auf das Objektivische in dem Kunstwerke erstreckt. — Um diese Schwierigkeit auszuweichen, wie es scheint, sucht Dûbos sein richtendes Publikum etwas einzuschränken. Er will darunter nicht den Pöbel verstanden wissen, sondern Leute, die lesen, Schauspiele kennen, Gemählde gesehen haben, und ihren Unterschied kennen; er thut so gar hinzu, daß die Anzahl derer, die zum Publiko gehören, jedesmal nach dem Werke, das beurtheilt werden soll, sich richtet. — Man siehet aber, daß er es dadurch, mit dem Wesentlichen seines Systems gänzlich verdirbt. Denn wozu eine Einschränkung des Publikums, wenn die Schönheit der Gegenstand eines sechsten Sinnes ist? In der Richtigkeit subjektivischer Urtheile über sinnliche Empfindung, darf niemal unter verschiedenen Subjekten ein Unterschied gemacht werden. Wer Augen und Ohren hat, müßte das Recht

haben

haben, über Gemählde und Musik Urtheile zu fällen; denn er thut es, indem er seinen eigenen Zustand ausdrückt, worüber jeder Mensch zu allen Zeiten richtig urtheilt. Zu dem Publiko, welches den Geschmack eines Ragouts, (mit welchem Dübos den Geschmack vergleicht) mit Recht beurtheilt, gehört der rauheste Hottentot so gut, als der weise Stagirit. — So bald wir aber durch die Vernunft die Beschaffenheit derer bestimmen wollen, deren Urtheil über die Schönheit gültig seyn soll, so setzen wir nothwendig schon voraus, daß in dieser etwas Objektivisches seyn, und das Urtheil weiter als bloß auf den subjektivischen Zustand sich erstrecken muß.

Ich begreife es nicht, wie die Anhänger des subjektivischen Werths der Schönheit, diese so offenbar mit der Empfindung des Wohlgefallens, welche sie hervorbringt, verwechseln, und für völlig einerley halten können.*) Nicht

 doch,

*) Schönheit, sagt Hutcheson, bedeutet, wie andere

doch, Wohlgefallen ist eine Folge der Schönheit, nicht Schönheit selbst; und unter jenem versteher man bloß die Empfindung der Lust, die bey der Vorstellung jeder Vollkommenheit in uns entstehet. Ueberdem wenn man annimmt, daß dieses Wohlgefallen mit der Schönheit einerley ist, so ist es so viel als behauptete man, Schönheit wäre die einzige Eigenschaft eines Gegenstands, welche die Empfindung der Lnst in uns zu erwecken vermag; da es doch so verschiedene andere Arten von Eigenschaften giebt, als das Gute, das Nützliche und die deutliche Vollkommenheit, durch welche ein Gegenstand eben diese Empfindung der Lust in uns hervorbringt. Wenn wir also

andere Namen der sinnlichen Ideen, eigentlich die Vorstellung eines Geistes. Kalt, heiß, bitter, süße, bedeutet die hervorgebrachte Empfindung in unserer Seele, mit welchen die Gegenstände vielleicht keine Aehnlichkeit haben, ob wir uns gleich die Sache gemeiniglich anders vorstellen. S. dessen Untersu-

also sagen, dieser Gegenstand gefällt uns, so drücken wir freylich unsern eigenen Zustand aus, aber keinesweges die Beschaffenheit des äußern Gegenstands, die uns in diesen Zustand versetzt. Diese ist immer etwas Objektivisches, und kann bloß von der Vernunft entdeckt werden.

Wenn man dieses erwegt, so fällt freylich die ganze Schwierigkeit von der Verschiedenheit der Urtheile über die Schönheit, auf welche man sich gewöhnlich, bey der Vertheidigung ihres bloß subjektivischen Werths beruft, über den Haufen. Es ist immer derselbe Fall, daß man die verschiedene Empfindung, die ein Gegenstand auf verschiedene

tersuchung unserer Begriffe von Schönheit und Tugend. S. 17.

Eben so Herr Ridel.

Die Schönheit ist bloße Idee, bloßes Wohlgefallen in der Empfindung eines Objekts; so bald dieses da ist, so ist Schönheit da, mag doch das Objekt beschaffen seyn, wie es will. Dessen Briefe an das Publikum. S. 44.

dene Menschen macht, mit der Verschiedenheit der Urtheile über diejenige Beschaffenheit des Gegenstands, welche die Ursache dieser Empfindung ausmacht, vermengt. Die Empfindung eines jeden Menschen ist immer richtig, aber nicht immer ist es sein Urtheil über die Ursache seiner Empfindung. Mag doch der hottentottische Bräutigam Tquassouw seine Braut Knonmquaiha immerhin darum liebenswürdig finden, „weil sie eine gequetschte Nase, schlappe bis auf den Nabel herabhängende Brüste, und ihren ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Rus an der Sonne durchbeizt hat, weil ihre Haarlocken von Schmeer triefen, und die Füße und Arme mit frischem Gedärme umwunden sind.„ Was folgt daraus? Nichts, als daß dieser Unhold vor dem wir fliehen würden, dem Einwohner von Hessaqua dennoch gefällt, in seiner Seele dennoch das Gefühl von Lust erweckt, es folgt aber keinesweges, warum er ihm gefällt? Er sage uns, so und nicht

anders

anders muß der Gegenstand beschaffen seyn, wenn er mir liebenswürdig seyn, wenn er meine Begierde reizen soll; güt, er spricht von seiner Empfindung, und wir müssen es ihm glauben. Aber wenn er uns dociren will, woher diese Lust in ihm entstehet, und uns weis machen will, daß bloß die Schönheit des Gegenstands die Ursache davon ist, o dann müssen wir ihm für seinen Unterricht danken. Er ist dann nicht mehr der Hottentotte, der Empfindung erzählt, sondern der Hottentotte der vernünftelt, und hierin sind wir nicht schuldig ihm Glauben beyzumessen. Die Erklärung der Ursache von seiner Empfindung, ist nicht seine Sache. Diese überlasse er den Seelenforschern, welche, nachdem sie seine Neigungen und Gemüthsbeschaffenheit untersucht, aus ganz andern Gründen es herleiten werden, warum dieser eckelhafte Vorwurf gerade derjenige ist, der seine Begierde am meisten reizt.

Wir haben also eine doppelte Quelle, woraus das Widersprechende unter den Geschmacksurtheilen verschiedener Menschen entspringt. Erstlich, die Verwechselung verschiedener Ursachen von einerley Folgen. Vollkommenheit ist die einzige Beschaffenheit eines Gegenstands, welche die Empfindung von Lust hervorbringt, und wir können von dem Daseyn dieser auf das Daseyn jener allemal mit Zuverläßigkeit schließen. Allein die Vollkommenheit ist ein allgemeiner Begriff, und bestehet aus einer Menge einzelner Unterarten, die alle, in der Vorstellung, dieselbe Empfindung von Lust zur Folge haben; und daher ist der Schluß von dieser auf das bestimmte Daseyn einer dieser Unterarten, sehr oft trügrisch, und kann niemals als gültig angesehen werden, wenn er nicht von der Vernunft, welche die innere Beschaffenheit des vollkommenen Gegenstands genau untersucht, sich herschreibt. Ich habe bereits erwehnt, wie oft wir die Lust, welche

aus der Anschauung eines Gegenstands entspringt, den wir, in so fern er zur Befriedigung sinnlicher Begierden nützlich ist, für vollkommen halten, mit der Lust, welche die Anschauung der Schönheit uns gewährt, vermengen. Bey der körperlichen Wollust ist dieses allgemein. So lange es Menschen gab, die nach dem Genusse der Geschlechtsneigung sich sehnten, haben sie immer in demselben die beyden Arten von Vollkommenheiten, die Schönheit und das physich Nützliche mit einander verknüpft, ungeachtet es an und für sich, zwey ganz verschiedene Genußarten sind, der Reiz der Gefühlsnerven, und die Vorstellung von der Uebereinstimmung des Mannigfaltigen zur Einheit in der äußern Form des Gegenstands, und ein Blindgebohrner eben so wohl den ersten, als ein Verschnittener die letzte, vollkommen unvermischt genießen muß. — Bey dem Genusse der übrigen drey Sinne, ist die Schönheit von keinem so starken Einflusse. Wir sind zufrieden, wenn

ein Gericht durch in die augenfallende Häßlichkeiten nur keinen Eckel hervorbringt. Die Schönheit seiner äußern Form trägt nicht das mindeste dazu bey, daß wir uns nach dessen Genusse desto mehr sehnen sollten. Eben so ist es mit dem Geruche. Der Wohlgeruch einer Blume stehet so wenig mit der Schönheit ihrer Form in Verknüpfung, daß keine dieser Eigenschaften durch die andere einen Zuwachs in der Vorstellung empfängt, und wir werden fast gar nicht verleitet, wegen des Daseyns der einen das Daseyn der andern zu erwarten. Auch die Annehmlichkeit einer Musik gewinnt und verliert nichts durch die Schönheit und Häßlichkeit des Instruments oder der Person, die sie hervorbringt. — Es scheint also eine von jenen weisen Veranstaltungen der Natur zu seyn, vermittelst welcher sie immer sucht, die wichtigsten Entzwecke durch die mächtigsten Triebwerke zu erlangen, daß sie gerade dem gröbsten physischen Trieb, der aber zur Erhaltung des Geschlechts

schlechts an unentbehrlichsten ist, mit dem feinern und unwiderstehlichen Verlangen nach Vorstellung der Schönheit in Verbindung gesetzt hat, damit der Mensch nicht bloß durch das langsam wirkende innere Bedürfniß des Körpers, sondern auch zugleich durch schnellere und von außen wirkende Reize, häufiger und geschwinder zu jenem großen Geschäfte der Fortpflanzung angespornet werde. — Aber diese Verknüpfung zwischen Schönheit und physischem Genusse ist wechselseitig; eben so wie jene diesen veredelt, so setzt dieser jene einigermaßen herunter. Und es ist leicht zu begreifen, wie bald man sich gewöhnt, bloße Vollkommenheitsmomente der Wollust zu den Momenten der Schönheit hinüber zu tragen, und von der Lust, die durch Anschauung jener in uns entstehet, fälschlich auf das Daseyn der Schönheit zu schließen. Wenn man nun bedenkt, welchen Einfluß Konstitution des Körpers, Beschaffenheit des Gemüths und Neigungen überhaupt,

auf die Vorstellung der Vollkommenheitsmomente in der Wollust haben; so wird man sich mit leichter Mühe die verschiedenen Urtheile über die Geschlechterschönheit unter verschiedenen Menschen und Völkern erklären können, ohne gezwungen zu seyn, aus dieser Verschiedenheit den Schluß zu ziehen, daß die Schönheit an sich von wandelbarer Natur sey, und bloß in der subjektivischen Vorstellung ihr Daseyn habe.

Die zweyte und allgemeinere Quelle von der Verschiedenheit der Urtheile über Schönheit, ist die oben auseinandergesetzte Verschiedenheit des Haltungsgefühls. Man kann vielleicht die Allgemeinheit dieser Verwechselung von verschiedenen Ursachen einer und derselben Folge, in Zweifel ziehen, indem man annimmt, daß die angenehme Empfindung, welche jede besondere Art von Vollkommenheit hervorbringt, etwas eigenthümliches hat, und daher auch in den meisten Fällen, (denn bey der Vorstellung der Geschlechterschönheit

würde

würde diese Behauptung der täglichen Erfahrung zuwider seyn) die Lust, welche Schönheit gewährt, von der Seele anschauend, als verschieden von derjenigen erkannt wird, welche die Vorstellung einer andern Vollkommenheit, als des Guten oder des Nützlichen gewährt, ob gleich wir diese Verschiedenheit nicht durch Worte beschreiben können. Eben so wie wir den angenehmen Geruch einer Viole von dem angenehmen Geruch einer Hyacinthe durch die Empfindung sehr wohl unterscheiden, und dennoch nicht im Stande sind, diesen Unterschied deutlich zu machen. Allein gesetzt auch dieses werde zugegeben, so bleibt dennoch unleugbar, daß ein Gegenstand, den wir uns in irgend einer interessanten Absicht besonders als vollkommen vorstellen, einen lebhaftern Eindruck auf uns macht, und unsere Aufmerksamkeit stärker an sich ziehet, als ein Gegenstand, den wir als weniger vollkommen betrachten. Und mehr braucht es nicht, um unser Urtheil über die Schönheit zu verfäl-

schen, und selbst diese eigenthümliche Schönheitsempfindung, durch die Anschauung eines Gegenstands in uns zu erwecken, der an sich häßlich ist, und in einem andern Subjeckte die entgegengesetzte Empfindung hervorbringt. Denn wie ich bereits weitläufiger gezeigt habe, das wichtigste Stück bey der Schönheit ist die Haltung, folglich beym Geschmack, das Haltungsgefühl; und da dieses bloß in dem gehörigen Grad von Lebhaftigkeit des Eindrucks bestehet, welchen jedes einzelne Stück in der Mannigfaltigkeit auf das Gemüth machet, so muß auch alles was dazu beyträgt, diese Lebhaftigkeit stärker oder schwächer zu machen, das Haltungsgefühl und also auch die Vorstellung der Schönheit verändern. — Ich habe zwar oben nur einiger der groben sinnlichen Begierden Erwehnung gethan, deren Einfluß auf das Haltungsgefühl offenbar in die Augen fällt. Es versteht sich aber, wie ich glaube, von selbst, daß beynahe keine Neigung, keine Gewohn-

wohn-

wohnheit, keine Meynung, kein Vorurtheil, keine dunkele Vorstellung in der Seele vorhanden ist, wodurch das Haltungsgefühl nicht eine Veränderung leidet. Man weiß, daß manches Gesicht wegen eines einzigen Zuges, der sich darin findet, uns gleich bey dem ersten Anblick für oder wider sich einnimmt, ohne daß wir, vermittelst der genauesten Untersuchung unsers Innerstes im Stande sind, uns Rechenschaft von dieser Erscheinung zu geben, und deren Ursache vielleicht in den ersten Jahren unserer Kindheit aufgesucht werden muß, da ähnliche Züge einen lebhaften, angenehmen oder unangenehmen Eindruck auf uns gemacht haben. Eben so ist es mit jedem andern Gegenstand, wenn er selbst, oder ein mit ihm verwandter, einst mit besonderer Lebhaftigkeit auf unsere Vorstellung gewirkt, so macht seine Gegenwart wiederum einen lebhaftern Eindruck auf uns, ohne daß wir uns der Ursache allemal bewust sind. Von der Gewohnheit ist

es bekannt, wie mächtig sie ist, die größte Lebhaftigkeit der angenehmen Eindrücke so wohl als der unangenehmen allmählich so herunter zu stimmen, daß diese fast unbemerkt bleiben. So auch umgekehrt, das Ungewöhnliche ertheilt oft den gleichgültigsten Dingen ein erstaunendes Wirkungsvermögen, so daß sie auffallend und frappant werden. Gebräuche, Meynungen und Vorurtheile verwandeln die wichtigsten und erhabensten Gegenstände in nichtsbedeutende, unwirksame; andern nichtswürdigen und verächtlichen legen sie oft solch ein erhabenes heiliges Wesen bey, daß sie mit Erstaunen betrachtet werden, und das ganze Gemüth in Erschütterung setzen. Alles dieses zusammengenommen, so wird man abermals leicht begreifen, wie verschieden das Haltungsgefühl bey verschiedenen Menschen und Völkern seyn muß, und wie richtig der Hottentotte von einem Gegenstande sagen kann, dieser bringt in mir die angenehme Empfindung hervor, wel-

che der Schönheit eigenthümlich ist, der dem- ohngeachtet an und für sich ein Muster von Häßlichkeit seyn kann. Denn gesetzt, daß sei- ne Häßlichkeit in einer nach der objektivischen Regel des Geschmacks unrichtigen Haltung bestehet, der aber dem Haltungsgefühle dieses Hottentotten gerade entspricht, so kann es nicht fehlen, der Gegenstand muß bey ihm die Em- pfindung der Schönheit hervorbringen.

Ich weiß mir es nicht zu erklären, wo- her es kommt, daß man um die Erkenntniß- fähigkeit der Schönheit zu bezeichnen, unter allen fünf Sinnen, die Analogie des gröbsten, des Geschmacks sich bedient, bey welchem gerade die größte Verschiedenheit unter den Menschen sich findet? Man könnte sie mit eben dem Rechte das Gesicht oder das Gehör benennen. Und hätte man dieses gethan, so würden wir vielleicht manches Streites über das Wesen der Schönheit überhoben gewesen seyn, da die Menschen über die Beschaffenheit der Gesichts- und Gehörsgegenstände weit we-

niger uneinig sind, und ihnen gewöhnlich mehr objektivisches Gehalt zuschreiben. Ich kenne fast keinen Satz, von dem eine gröbere und falschere Anwendung gemacht worden ist, als den Satz: de gustibus non est disputandum, der allen Vermuthen nach in einer schmausenden Gesellschaft, wo man sich über den Vorzug verschiedener Gerichte nicht vergleichen konnte, sein Daseyn empfing, und den man hernach, wegen der Aehnlichkeit des Ausdrucks Geschmack auf die Erkenntniß der Schönheit übergetragen hat, als wenn diese von völlig einerley Beschaffenheit mit jenem Gaumenkützel wäre.

Aber Weltweise hätten sich nicht durch diese erschlichene Aehnlichkeit zu dem Irrthume sollen verleiten lassen, der Schönheit allen objektivischen Werth abzusprechen, und ihr ganzes Wesen in einer bloß subjektivischen Erscheinung zu setzen. Noch mehr, sie hätten erwegen sollen, daß, nach den genauesten philosophischen Gründen, eine solche Meynung,

nung, selbst von dem körperlichen Geschmacke falsch ist, und daß es in eigentlichem Verstande ein Widerspruch ist zu behaupten, daß irgend Etwas ganz subjektivisch sey, ohne einen äußern objektivischen Grund zu haben, oder daß eine Erscheinung bey verschiedenen Menschen verschieden seyn kann, ohne daß diese Verschiedenheit zugleich mit in dem äussern Gegenstand, der die Erscheinung wirkt, gegründet ist. Dieses ist keine metaphysische Spitzfündigkeit, es ist eine Folge der ersten Grundsätze einer gesunden Ontologie. Denn wenn man bedenkt, daß jedes wirkliche Ding von allen Seiten bestimmt seyn muß, so daß ein unendlicher Verstand aus einer jeden Eigenschaft desselben das Daseyn und die Art des Daseyns aller übrigen erkennen kann; so folgt, daß dasjenige, was durch seine Wirkung in einem Gegenstande hervorgebracht wird, welches die subjektivische Erscheinung ausmacht, gleichergestalt in dem Dinge erkannt werden, und folglich einen Bestim-

mungsgrund haben muß. Denn da diese Erscheinung doch eigentlich die Art der Wirkung bestimmt, so würde, wenn sie nicht in dem Dinge gegründet wäre, in diesem sich eine Eigenschaft finden, deren Art des Daseyns nicht bestimmt ist, und von einem unendlichen Verstand nicht erkannt werden könnte, das heißt, es würde aufhören ein wirkliches Ding zu seyn. Es ist also unmöglich, daß eine und dieselbe Wirkung eines Dinges in unterschiedlichen Subjekten verschiedene Erscheinungen hervorbringen kann, sondern die Wirkung selbst muß samt ihren Bestimmungsgründen in dem Dinge eben so mannigfaltig seyn, als verschiedene Erscheinungen es giebt, die sie in verschiedenen Subjekten zur Folge haben, damit ein unendlicher Verstand in jedem Gegenstand in voraus zu lesen vermag, welche Erscheinung seine Wirkung in diesem oder jenem Subjekt hervorbringen wird.

Allein da unsere Erkenntniß von der wesentlichen Beschaffenheit der äußern Dinge

sehr

sehr eingeschränkt ist, und wir daher die Verknüpfung zwischen ihren Eigenschaften und den Erscheinungen, die sie in uns hervorbringen, so wenig einzusehen vermögend sind; so verfahren wir in der Schätzung ihres Werths, nach gewissen unvollständigen Regeln, zufolge welcher wir einige für wirkliche Eigenschaften halten, die in den äußern Dingen, unabhängig von aller Erkenntniß, vorhanden sind; andere hingegen für bloße subjektivische Phänomenen ansehen, welche zwar durch die Wirkung äußerer Gegenstände in uns entstehen, aber nicht die mindeste Verwandschaft mit diesen haben. Und es ist wohl der Mühe eines Weltweisen werth, diesen subjektivischen dunkeln Gesetzen nachzuspühren, um wenigstens als psychologische Erscheinungen in der menschlichen Seele sie kennen zu lernen. — Ich habe es bey einer andern Gelegenheit, zum Behufe der allgemeinen deutschen Bibliotheck, versucht, einige dieser Gesetze zu entwickeln, und die Wiederholung scheint

mir

mir hier nicht ganz an unrechtem Orte zu seyn. Sie laufen, meiner Meynung nach, auf folgende hinaus:

1. Auf die Entfernung des Körpers von uns, während seiner Wirkung.
2. Auf die Lebhaftigkeit der Wirkung und ihre Fortdauer in uns, nachdem der äußere Gegenstand nicht mehr gegenwärtig ist.
3. Auf das unveränderliche Beysammenseyn der Wirkung und des Gegenstands zu allen Zeiten und an allen Orten.
4. Auf die Gleichheit der Wirkungsart bey verschiedenen Subjekten.

Je näher uns also ein Gegenstand während seiner Wirkung ist, je schwächer und kürzere Zeit diese, nach der gänzlichen Entfernung des Gegenstands, in uns zurück bleibt, je seltner eine Wirkung, abgesondert von einem bestimmten Gegenstande, angetroffen wird, und je gleichförmiger die Empfindung einer Wirkung bey verschiedenen Menschen ist; desto

mehr

mehr wird die erweckte Vorstellung als eine Eigenschaft dem äußern Gegenstand zugeschrieben. Hingegen umgekehrt, je entfernter der Gegenstand während seiner Wirkung von uns absteht, je lebhafter und länger diese in uns fortdauert, nachdem der Gegenstand zu wirken aufgehört hat, je öfterer diese Wirkung ohne diesen Gegenstand, oder dieser Gegenstand ohne diese Wirkung empfunden wird, und je verschiedener diese Wirkung bey verschiedenen Menschen ist; desto geneigter sind wir, die hervorgebrachte Vorstellung als ein Phänomen anzusehn, das bloß in uns existirt, das mit der äußern Beschaffenheit des Gegenstands gar keine Aehnlichkeit hat.

Nach diesem vierfachen Verhältnisse, glaube ich, läßt sich von unserer Schätzung der Empfindungen, in den meisten Fällen Rechenschaft geben, in so fern sie nemlich weniger oder mehrere von den erwehnten Beschaffenheiten haben. Es müßten z. B. zufolge der ersten Regel, die Empfindungen, die

wir

wir durch den Geschmack und das Gefühl erlangen, an meisten für objektivisch gehalten werden, weil bey diesen der Gegenstand während seiner Wirkung uns an nächsten ist; alsdenn würden die Empfindungen des Geruchs, des Gehörs folgen, und diejenigen, die wir durch das Gesicht erlangen, müßten an wenigsten als objektivisch von uns vorgestellt werden; denn ihre Gegenstände wirken in der größten Entfernung. Aber die Erfahrung scheint im Gegentheil zu zeigen, daß je feiner der Sinn ist, folglich je entfernter von uns dessen Gegenstand während seiner Wirkung ist, desto geneigter sind wir, die von ihm hervorgebrachte Empfindung, in den äußern Gegenstand zu setzen. Das Süße und Bittere wird weit weniger für eine Eigenschaft des Gegenstands gehalten, als der Geruch oder der Schall. Daß die Farben Eigenschaften der äußern Gegenstände sind, ist, ehe wir die Theorie der Farben so genau kannten, selbst von Philosophen behauptet worden,

den, aber nie ist es jemanden in Sinn gekommen zu glauben, daß Wärme und Kälte, oder der Schmerz, den ein scharfes Eisen in unserm Körper hervorbringt, in den Gegenständen vorhanden sind: allein der Umstand ist dieser, je feiner ein Sinn ist, desto schwächer und vorübergehender ist die durch dessen Gegenstand hervorgebrachte Empfindung, so bald derselbe aufhört zu wirken. Es ist nur ein schwaches und kurzdaurendes Bild, das uns von den Farben zurück bleibt, so bald wir die Augen verschließen, oder sie von dem Gegenstand abwenden. Eine rauschende Musik bleibt schon länger und heftiger in unsern Ohren; ein einmal empfundener übeler Geruch hält sich noch länger in unserm Organ auf, und kann noch nach der Entfernung des Gegenstands eine Ohnmacht zuwege bringen; ein übeler Geschmack erhält sich eine lange Zeit im Munde, und kann einen lange anhaltenden Eckel erwecken, und von der Dauer und Heftigkeit der Empfindung des Gefühls, ist das

hin-

hinfällige Geschlecht der Menschen nur allzusehr überzeugt. Dazu kömmt noch beym Geschmacke die vierte Beschaffenheit der bloß subjektivischen Eigenschaften, die so große Verschiedenheit der Empfindung bey verschiedenen Menschen, und bey der Wärme, Kälte und beym Schmerze die dritte Beschaffenheit der subjektivischen Eigenschaften, das Daseyn der Empfindung ohne die Erkenntniß des Gegenstands der sie wirkt, durch einen andern Sinn, indem wir oft einen innerlichen Schmerz, eine innerliche Hitze und Kälte empfinden, ohne daß wir einen andern Gegenstand vor uns haben, dem wir sie zuschreiben können, als uns selbst. Diese Umstände zusammengenommen machen daher, daß wir den gröbern sinnlichen Empfindungen, ungeachtet der unmittelbareren Gegenwart ihrer Gegenstände, wenn sie in uns wirken, dennoch eher für bloß subjektivisch ansehen, als die Empfindungen der feinern Sinne.

Dieß scheint mir einiges von demjenigen zu seyn, wornach unsere Seele bey der Schätzung ihrer Vorstellungen auf eine dunkele Weise sich richtet. Bey dem Lichte der deutlichen Vernunft hingegen, müssen diese Scheinregeln gänzlich verschwinden; denn diese lehrt uns, wie ich gezeigt habe, daß es nichts bloß Subjektivisches giebt, sondern daß alle unsere Empfindungen ohne Unterscheid, nichts als genauere Bestimmungen der Wirkungen von den äußern Gegenständen sind, in welchen alles auf bloße Kräfte hinausläuft. Erkennten wir diese deutlich, so würden wir alles, was wir jetzo Empfindung nennen, in Wahrheit verwandelt sehen, wir würden darüber streiten und sie a priori beweisen können, wir würden Geruchtheorien und Kochsysteme von matematischer Evidenz haben. Allein selbst bey unserer gegenwärtigen eingeschränkten Kenntniß zeigt uns doch die Vernunft, daß die Schönheit auf keine Weise mit den Empfindungen der gröbern

Sinne verwechselt werden kann; und so lange wir noch außer Stand sind, das objektivische Wesen von diesen deutlich zu entwickeln, müssen wir den innern Werth des bellvederischen Apollo und den intern Werth der besten plat de C — ls d'agneau frits für zwey ganz ungleichartige Dinge halten.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Zurückgebliebene Fehler.

S. 18.	Zeile 8.	Hertrutier,	=	lies Hetrurier.
— 30.	— 10.	dem Verhältnisse		— des Verhältnisses.
— 53.	— 11.	musterten	= =	— musterte.
— 127.	— 12.	jene	= = =	— jener.
— 147.	— 7.	in der Nachbarschaft		— in die Nachbarschaft
— 148.	— 3.	übeln	= = =	— übele.
— 157.	— 8.	rauhern	= =	— rauhere

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Herz, Markus,

Versuch über den Geschmack und die Ursachen seienr Verschiedenheit

Leipzig u.a. 1776

L.eleg.g. 186#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573994-0
VD18 14480395-001